

Mischa Bischoff

∞

Kettenreaktionen

Expansion

∞

Kettenreaktionen

Mischa Bischoff

Copyright © 2024 Mischa Bischoff
Alle Rechte vorbehalten.

Erstausgabe, 08.08.2024

Text, Gestaltung und Illustration:
Mischa Bischoff

Verlag:
Mischa Bischoff
Bonner Str. 59
53757 St. Augustin
www.kettenreaktionen.de

Druck:
epubli – ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Kapitel 1

Seit Jahrtausenden mussten Menschen sich Gefahren stellen, um zu überleben. Wir waren nur eine von vielen Lebensformen auf diesem Planeten. Unsere Technologie veränderte die Chancen im unerbittlichen Überlebenskampf zu unseren Gunsten, bis sie sich gegen uns wandte.

Warum versuchte ich, noch wegzulaufen, obwohl ich wusste, dass es vergeblich war? Leise nahm ich meine Wasserflasche aus dem Rucksack. Viel war nicht mehr darin, aber wenn es mich erwischen würde, dann wäre es sowieso verschwendet. Mein Versteck verschaffte mir nur etwas Zeit. Nichts in diesem Holzverschlag konnte meine Chancen auch nur annähernd verbessern. Seit etwa einem Tag wurde ich gejagt und hatte nicht geschlafen.

Ich hielt den Atem an, lauschte auf das Geräusch, das mich oft in meinen Alpträumen verfolgte. Diesmal war es aber real. Es klang wie – Zähneknirschen. Ein Flackern des einfallenden Lichts und ein kaum hörbares Klacken bewegte sich im Kreis um mein Versteck. Bizarre Bilder der dämonischen Maschinen schossen mir in den Kopf. Nicht viel größer als ein Hund krabbelten sie wie Insekten, konnten aber sogar auf ihren sechs Beinen wie ein Pferd galoppieren. Mit ihren schwarzen Flügeln schwirrten sie Dutzende Meter. Selbst eine Salve aus einem

Schnellfeuergewehr konnte ihre Panzerung kaum knacken. Der Stachel ihres Skorpionschwanzes ragte meist bedrohlich über ihnen auf, sein giftiger Stich lähmte einen kräftigen Mann monatelang. Oft lagen die Opfer, von klebrigen Fäden fixiert, mit aufgerissenen, angsterfüllten Augen da. Dies schien jedoch ihre größte Schwäche zu sein – die Programmierung Menschen möglichst nicht zu töten. Es gelang uns immer wieder, ihnen ihre Beute abzugangen. Zu leicht wurdest du aber vom Jäger zum Gejagten. Unermüdlich folgten sie deinen Spuren, auch wenn du sie zu verwischen versuchtest. Um unser Lager nicht zu verraten, war ich in die entgegengesetzte Richtung geflohen. Nervös nahm ich das Engelsmedaillon, meinen Glücksbringer, den ich Tag und Nacht an der Kette um den Hals trug, in die Hand und holte den Elektroschocker aus dem Rucksack. Es blieb nur zu hoffen, dass die Ladung noch ausreichte.

Mit einem tiefen Atemzug sprang ich auf und stürmte durch die Tür. Das diesige Licht blendete mich, aber ein Scharren verriet mir, dass ich entdeckt worden war. Nach einem kurzen Spurt ließ ich mich auf den Rücken fallen und schloss meine Augen, versuchte, nicht zu atmen. Ich spürte den rasenden Herzschlag in meiner Brust. Dann hörte ich das Knirschen direkt über mir. Schnell öffnete ich wieder die Augen und drückte den Elektroschocker gegen den Kopf der Monstrosität. Blitze zuckten über die menschenähnlichen Gesichtszüge und drangen in den Schädel ein. Unmittelbar erstarrten die animalischen Be-

wegungen und der metallische Kiefer knirschte ein letztes Mal, bevor die Kreatur zusammensackte. Zornig stieß ich sie von mir. Ich betrachtete die verstörende Mischung aus Insekt und Raubtier, mit dem Kopf einer Frau. Eigenartige Auswüchse auf dem Haupt glichen wilden Locken. Alles schien so verkehrt, aber die Ähnlichkeit war nicht zu leugnen. Eine goldene Krone zierte die Stirn der Kreatur. Vorsichtig entfernte ich sie, um ihre Funktion und die mir unbekannt metallische Legierung später mit Yuri zu enträteln.

Mein Herz raste immer noch wie verrückt, als hätte es nicht verstanden, dass ich für den Moment außer Gefahr war. Ich klopfte mir den Staub von den Klamotten. Nicht das erste Mal hatte ich mich in eine Situation gebracht, in der mein Leben an einem seidenen Faden hing. Für ein paar Medikamente, die das Risiko wohl nicht wert waren. Aber anscheinend wachten Schutzengel über mich.

Sobald der Adrenalinpegel in meinem Blut sank, überkam mich die verdrängte Müdigkeit der schlaflosen letzten Nacht. Gähnend schaute ich mich um. Ich musste etwas zu essen und Wasser finden. Das Stadtzentrum war nicht weit entfernt, aber dort suchte ich sicher nicht als Einzige nach nützlichen Dingen oder Nahrung.

Unser Lager befand sich Kilometer auf der anderen Seite der Stadt, deshalb wählte ich trotz des hohen Risikos erneut den kürzesten, gefährlichsten Weg – mitten hindurch.

Dicht an den Mauern der Gebäude lief ich über die leeren Straßen, blickte durch glaslose Fenster und aufgebrochene Türen in verlassene Häuser. Schon lange wohnte dort niemand mehr, außer Geister. Die Stadt schien zu schlafen. Einen Schlaf, aus dem sie wohl nie erwachen würde. Verwitterte Reklameschilder ehemaliger Restaurants machten es mir schwer, meinen Hunger zu ignorieren. Trotzdem versuchte ich, wachsam zu bleiben, denn hinter jeder Ecke lauerte Gefahr. Zu leicht konnte ein Fehler der letzte sein. Ich erinnerte mich an die Grundregeln des Überlebens, an Ratschläge und Weisheiten, die früher wie heute zuträfen. Mir wurde dabei klar, dass ich eine der wichtigsten nicht beachtet hatte. »Wenn du nur den Wolf vor dir siehst, der die Zähne fletscht, dann bemerkst du das Rudel nicht, das dich umkreist.« Auf der Flucht hatte ich meine Umgebung aus den Augen verloren und mich nur auf die Monstrosität fokussiert, die aber vielleicht nicht die einzige unmittelbare Bedrohung gewesen war. Ein Schauer fuhr mir über den Rücken.

Menschen blieben in dieser Welt wohl die größte Gefahr. Selbst wenn sie einen nicht ausrauben, verschleppen, missbrauchen, vergewaltigen oder umbringen wollten. Du konntest auch denen kaum trauen, die dir freundlich gesonnen zu sein schienen. Im Kampf ums Überleben waren Menschen zu allem fähig. Ich versuchte ihnen aus dem Weg zu gehen, so gut ich konnte. Jenseits von Gesetz und Ordnung zeigte sich nach der Katastrophe zu oft, welche dunklen Abgründe in jedem existierten.

Aus Erfahrung wusste ich, dass in dieser Geisterstadt nicht mehr viel zu holen war. Plünderer hatten schon längst fast alle Ecken und Winkel durchsucht. Es war schwer zu sagen, warum die Stadt aufgegeben wurde. Vielleicht war die Versorgung zusammengebrochen und die Menschen daher gezwungen, diesen Ort zu verlassen. Die Fassaden der Gebäude zeigten deutliche Zeichen des Verfalls. Durch die Witterung bildeten sich schmutzige Ränder an den Betonwänden, der Putz bröckelte nach und nach ab. Risse breiteten sich bis zum Fundament aus. Mit der Zeit würden die Bauwerke einstürzen und alle Erinnerungen der Menschen, die dort gelebt hatten, begraben.

Kontrolliert setzte ich jeden Schritt auf den brüchigen Asphalt, um mich möglichst lautlos zu bewegen. Hunger und Durst ließen mich ständig spüren, dass ich etwas zu trinken und zu essen finden musste, drängten mich, größere Risiken einzugehen und jede Vorsicht zu vergessen. Ein kleines unscheinbares Haus in der Nähe des ehemaligen Stadtparks wirkte weniger heruntergekommen als die anderen, deshalb versuchte ich dort mein Glück. Die stabile Tür war zwar aufgebrochen, schien danach allerdings wieder verschlossen worden zu sein. Ein gutes Zeichen, dass Vorräte vor Schädlingen wie Ratten geschützt werden sollten. Auf der Suche nach Nahrung unterschied uns in diesen Tagen nicht viel. Reste oder Abfälle mussten oft reichen. Der Geruchssinn der Nager war besser als unserer, daher kamen sie mir häufig zuvor. Sie passten sich schneller den harten Bedingungen an, entwickelten Resis-

tenzen gegen Krankheiten und sogar Gifte. Deshalb konnten sie fast alles fressen, selbst verwesendes Aas.

Nur wenig Licht fiel durch die Fenster in den verwinkelten Flur des kleinen Hauses. Langsam schloss ich die Haustür hinter mir, wartete eine Weile. Für einen Moment bildete ich mir ein, Kinderstimmen zu hören. Ferne Echos von Erinnerungen. In der feinen Staubschicht auf dem Boden konnte ich keine Fußabdrücke erkennen. Ziemlich sicher hatte seit langer Zeit niemand das Haus betreten. In der Regel erkundete ich als Erstes das Erdgeschoss, doch meine Intuition ließ mich die Treppe ins Obergeschoss hinaufgehen. Dort angekommen hielt ich wieder einen Augenblick inne. Im Halbdunkel konnte ich sehen, dass es nur zwei Türen auf dieser Etage gab. Ich wählte einfach eine davon.

Ein schwerer Stoffvorhang vor dem Fenster verdunkelte den Raum. Nur ein Spalt in der Mitte ließ Licht herein. Als ich ihn weiter öffnete, erhellte das diesige Tageslicht sofort das gesamte Zimmer, beleuchtete die bunten Tapeten und Möbel. Mitten auf dem Bett lag ein Buch. Auf der aufgeschlagenen, sonst leeren Seite stand in kindlicher Schrift:

»Papa ist tot. Er ist diese Nacht gestorben. Alles wird gut, hat er doch versprochen. Was soll ich ganz alleine ohne ihn machen?«

Hastig blätterte ich um, wollte wissen, was nach dem letzten Eintrag geschehen war. Das Bild eines Babys war vorne auf der ersten Seite eingeklebt, irgendwo in der Mitte des Buchs ein Familienfoto. Das Mädchen zwischen zwei Erwachsenen lächelte schüchtern in die Kamera. Sie hatte schulterlanges, dunkelbraunes Haar. Automatisch strich ich über meine kurz geschnittenen Haare unter der Kapuze und überflog die unregelmäßigen Einträge bis zu einem der letzten.

»Heute sind wir zwei Männern begegnet. Sie trugen weiße Kleidung und wollten, dass wir mit ihnen gehen. Papa hat die ganze Zeit mit seinem Gewehr auf sie gezielt und gesagt, wir würden vielleicht irgendwann auf ihr Angebot zurückkommen.«

Den Tränen nahe klappte ich das Tagebuch zu und steckte es ein, durchsuchte das Zimmer, das ganze Haus, in der Hoffnung, dass sie doch noch hier sein könnte, obwohl ich es besser wusste. So durfte diese Geschichte nicht enden.

Schließlich ging ich in den Garten hinter dem Haus. Vereinzelt Sonnenstrahlen brachen durch die aschgraue Wolkendecke am Himmel. Wegen des grellen Lichtes musste ich blinzeln, entdeckte dann aber ein Gemüsebeet. Wie durch ein Wunder hingen riesige, rot leuchtende Tomaten an einem Strauch. Rasch pflückte ich eine davon und biss in die saftige, herzhaft fruchtige Frucht. Mit Heißhunger verschlang ich danach noch eine weitere.

Verschiedenste Gemüsesorten steckten im lockeren Boden. Ein raffiniertes System kleiner Röhrchen versorgte die Pflanzen mit Wasser aus einem Tank. Behutsam zog ich eine Karotte aus der Erde und säuberte sie. Erst nachdem ich meinen Hunger und Durst gestillt hatte, bemerkte ich den aufgeschütteten, mit Steinen verzierten Hügel in einer Ecke des Gartens. Schonungslos zeigte sich die enge Verbindung von Leben und Tod. Ich musste akzeptieren, dass diesen Teil der Geschichte niemand ändern konnte. Für viele gab es kein gutes Ende. Egal wer du warst oder sein wolltest. Eine Leere machte sich in mir breit. Zu überleben schien das Einzige, was uns geblieben war. Monat für Monat, Tag um Tag. Ohne Hoffnung auf ein glückliches, erfülltes Leben, das wahrscheinlich nur in Büchern und Filmen existierte.

Meine Trinkflasche füllte ich mit Wasser aus dem Tank auf, nahm für ein Abendessen ein paar Kartoffeln, Karotten und Tomaten mit. Da ich diesen Ort möglichst unversehrt verlassen wollte, glättete ich die aufgewühlte Erde sorgfältig mit meinen Händen, grub dabei aber schmerzvolle Erinnerungen an die Vergangenheit aus. Es war eine seltsame Vorstellung, dass es nach dem Tod für meine Mutter, meinen Vater und all die Anderen keine Sorgen und Leid mehr geben sollte. Aber auch das war vielleicht bloß eine trostspendende, doch erfundene Geschichte. Dir blieb nur alles zu ertragen und irgendwie weiter zu machen. Zusammen mit denen, die übrig waren - in dieser kaputten Welt.

Niemand wusste, was mit mir passiert war und ob ich noch lebte. Es wurde höchste Zeit, mich auf den Rückweg zu machen.

Als ich die Haustür hinter mir zuzog, fragte ich mich, ob jemals irgendwer hierher zurückkehren würde. Vorsorglich überprüfte ich die Schnürriemen meiner Stiefel und zog die Tragegurte des Rucksacks etwas fester. Es war ein weiter Weg und wahrscheinlich würde ich es nicht mehr vor Einbruch der Nacht zurückschaffen. Nur der Wind rauschte leise durch die leeren Straßen. Ich durchquerte einen ebenso verlassenen Vorort, ungefähr in die richtige Richtung, schaute dabei aber immer wieder über meine Schultern, um sicher zu sein, dass nichts und niemand mir folgte. Früher hätte ich Sarah mit dem Smartphone Nachrichten schicken oder anrufen können. Jetzt machten Funksignale dich in dieser Gegend zur leichten Beute. Wie Motten durch Licht wurden die Kreaturen von ihnen angezogen. Sie weiteten ihr Jagdgebiet aus. Es war Glück, dass unsere zufällige Begegnung nicht anders verlaufen war. Selbst gut ausgerüstet und bewaffnet standen deine Chancen mehr als schlecht. Das alles machte keinen Sinn. Was unterschied mich von denen, die spurlos verschwunden waren oder den Tod fanden? Wofür lebte ich? Vielleicht war ich schon lange vom richtigen Weg abgekommen. Möglicherweise sollte Sarah mich nicht retten, aber hier war ich.

Außerhalb der Stadt verließ ich die Straße, wanderte abseits durch die offene, weite Landschaft, stieg mühsam spärlich bewachsene Hügel hinauf und hinunter. Meine Jacke hatte ich ausgezogen und in den Rucksack gestopft, als die Sonne hinter den Wolken zum Vorschein kam. Ihre Kraft spürte ich sogar durch das Tuch, das ich zum Schutz um den Kopf band. Mir lief der Schweiß die Brust und den Rücken hinab. Trotz der Anstrengung versuchte ich, meine Bewegungen bewusst zu steuern, die Umgebung wahrzunehmen und mich nicht in Gedanken zu verlieren. Immer wieder musste ich aber an das kühle Grab im Garten denken.

War es falsch, das Tagebuch mitzunehmen? Bei einer Pause oberhalb eines Tals holte ich es aus dem Rucksack und schaute mir das Foto des Mädchens noch einmal an. Ohne sie zu kennen, fühlte ich mich ihr verbunden. Dieser leere Ausdruck in ihren Augen. Uns beiden wurde genommen, was uns niemand wieder zurückgeben konnte.

Ich trank etwas und setzte danach meinen Weg fort. Spatzen flatterten flink von einem blattlosen Ast zum nächsten, wie jeden Frühling, als hätte sich für sie nichts geändert. Noch fanden sie anscheinend genug Nahrung. Die Trockenheit und hohen Temperaturen machten den letzten Pflanzen aber zu schaffen. Ohne Wasser konnten die Sträucher, Grasbüschel und Bäume nicht mehr lange durchhalten – zu wenig hatte es geregnet. Überall wo das lebendige Grün verschwand, blieb nur noch toter Stein, Staub und Sand, dehnten sich Wüsten aus. Langsam

senkte sich die Sonne am Himmel, als ich einige große Felsbrocken nicht allzu weit entfernt entdeckte. Meine Beine und Füße taten weh, deshalb beschloss ich, dort die Nacht zu verbringen.

Vermutlich suchten Menschen diese Steinformation früher für Zeremonien und urtümliche Rituale auf. Eine uralte Kraft herrschte hier. Über dem Feuer, das ich zwischen den Felsen machte, so dass es aus keiner Richtung sichtbar war, kochte ich mir in einem kleinen Topf mein Abendessen aus Kartoffeln, Karotten und Tomaten. Bei meinen Explorationen bestanden die Mahlzeiten meistens aus Instantnudeln, oft schon weit jenseits des Haltbarkeitsdatums. Im Vergleich schmeckte frisches Gemüse natürlich viel besser. Zwangsweise musste ich unterwegs mit allem möglichst sparsam sein, so hatte ich die einfachen Dinge zu schätzen gelernt. Nur wenig war nötig, um zu überleben.

Alleine hier draußen war es zwar gefährlich, aber ich fühlte mich frei. In Städten, die von der Katastrophe unmittelbar verschont geblieben waren, konnte ich es nicht lange aushalten – hatte ich das Gefühl zu ersticken.

Die Adversiten, wie wir sie nannten, warteten auf ein Zeichen ihres Erlösers, breiteten sich überall aus und vergifteten alles mit ihrem Glauben und ihren verdrehten Geboten. Eine KI wie einen Gott anzubeten war aber vielleicht nicht weniger absurd als all die anderen Religionen davor. Für meinen Onkel war Adversus der Antichrist, die

Pandemie in den Zwanzigern für viele Menschen wie ihn der Anfang vom Ende.

Mit ein paar Händen voll Sand löschte ich das heruntergebrannte Feuer. Über mir leuchteten unendlich viele Sterne. Nachdem sich der Staub wieder gelegt hatte und unser Licht verblasste, zeigten sie sich in ihrer Pracht am nächtlichen Himmel, strahlten wie für unsere Urahnen vor Tausenden Jahren. Zusammen oder weit auseinander. Weiß, Blau, Rot und sogar Gold, vor einem schwarzen Hintergrund. Der Staubschleier in der Atmosphäre hatte für eine kurze Abkühlung gesorgt, aber jetzt konnte ich zu dieser Jahreszeit schon wieder im Freien übernachten. Müde rollte ich mich zusammen, zog den Kragen meiner Jacke hoch und die Kapuze tief ins Gesicht. Dabei fragte ich mich, ob sie nach mir suchten. Sarah würde wohl niemals aufgeben, bis sie mich finden würde.

An einem einzigen Tag war die Menschheit sicher nicht erschaffen worden und wahrscheinlich, dank Sarah, auch nicht untergegangen. Der Verfall unserer Zivilisation schreitete langsam voran. Wenige wussten, was Sarah tun musste, um das Unausweichliche hinauszuzögern – mir hatte sie alles anvertraut.

»Also bleibt unsere einzige Chance, das zu tun, womit er nicht rechnet.« Auf der Fahrt zur Forschungsanlage hatte Sarah lange über Yuris Worte nachgedacht. Im Angesicht der Projektion begriff sie, wie weit Adversus teuflischer Plan reichte, welchen Preis ihr Vater gezahlt hatte. Er war mit der KI zu jener Ausgeburt verschmolzen, die Jacob manipuliert und jetzt unter ihre Kontrolle gebracht hatte. Obwohl Jacob offensichtlich dagegen ankämpfte, hielt er Sarahs Arm fest, als sie die EMP-Bombe auslösen wollte. Das falsche Gesicht ihres Vaters lächelte überheblich. In diesem Moment überkam sie die unerträgliche Gewissheit, dass es nur einen Weg gab.

Sarah küsste Jacob liebevoll. Gleichzeitig zog sie mit ihrer linken Hand schnell die Waffe aus seinem Hosensack, schloss die Augen und drückte ab.

Niemand, nicht einmal Adversus, konnte vorhersehen, wie viel sie zu opfern bereit war. Der Moment schien wie eine Ewigkeit, dann brach Jacob zusammen und riss Sarah mit sich zu Boden.

Ohne zu zögern, zündete sie darauf die EMP-Bombe. Ein schrilles Fiepen kündigte die Detonation an. Die Schockwelle breitete sich ringförmig aus, schien den Raum zu verformen. Adversus Projektion und alle Lichter erloschen, wie Kerzen, die man ausblies. Sarahs Gedanken zerstoben und sie verlor das Bewusstsein.

Als sie wieder zu sich kam, offenbarten sich ihr die Folgen ihrer Entscheidung. In der Dunkelheit tastete sie über Jacobs Körper. Ihr Atem stockte. Sie hatte ihn lebensgefährlich verletzt. Panisch drückte sie ihre Hände auf die Schusswunde, aus der sein Blut mit jedem Herzschlag herausquoll. Obwohl sie wusste, dass sie es nicht ungeschehen machen konnte, hätte sie alles dafür gegeben. Ihre letzte Hoffnung war jenes verfluchte Elixier, welches vielleicht die Blutung stoppen und ihn am Leben halten konnte. Das Glasfläschchen in Jacobs Tasche war zum Glück unbeschädigt. Sie zerbrach das Gefäß und öffnete seine Lippen mit den Fingerspitzen. Sobald die kühle Flüssigkeit in seinen Mund geflossen war, presste Sarah wieder beide Hände auf die Wunde.

Angst kroch unaufhaltsam aus der Finsternis in ihre Gedanken. Es herrschte Grabesstille. Sarah hatte keinerlei Orientierung, konnte nicht sagen, in welcher Richtung sich der Ausgang befand. Der warme Blutstrom zwischen ihren Fingern versiegte allmählich. Hektisch suchte sie nach der Taschenlampe, die irgendwo auf dem Boden liegen musste. Als sie den Plastikgriff ertastete und den Schalter drückte, glimmte die Lampe nur kurz.

Plötzlich fing die Erde an zu zittern. Die Schwingungen erreichten schnell die Stärke eines Erdbebens. Sarah legte sich über Jacob, um ihn vor herabfallenden Gesteinsbrocken, die sich hoch oben von der Decke lösten, zu schützen. Dann war es wieder still. Die Druckwelle des Asteroideneinschlags hatte die Forschungsan-

lage mit zerstörerischer Wucht getroffen. Sarah spürte einen lauen Luftzug, der offenbar die Stufen der Treppe herunterwehte. Sie zerrte Jacobs reglosen Körper in dessen Richtung. Nach einigen Metern sackte sie aber völlig entkräftet zusammen. Vorsichtig bettete sie seinen Kopf auf ihren Schoß und strich über sein Gesicht. Jacobs Haut war eiskalt. Sie flüsterte: »Es tut mir so leid ...« Als sie ihr Ohr auf seine Brust legte, hörte sie nur noch ein schwaches Pochen, das schließlich verstummte.

Sarah hatte das Gefühl, eiserne Ketten würden sich ruckartig enger und enger um ihr Herz zusammenziehen. Paralyzed vom Schmerz, erhob sie sich irgendwann und schleppte sich die Stufen hinauf. Am Ende erreichte sie den oberirdischen Teil der Forschungsanlage. Ohne wahrzunehmen, dass die Apparatur abgeschaltet und alles mit einer dicken Rußschicht bedeckt war, watete sie apathisch ins Freie, setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen, um von dort wegzukommen, wo ihr alles genommen wurde. Wie schlafwandelnd lief sie am SUV vorbei, der wie ein Spielzeugauto umgeworfen, auf der Seite lag.

Vergangenheit und Gegenwart verschmolzen in ihrem Kopf zu einer grausamen Collage.

Die zwei Wagen, die direkt auf sie zufuhren, bemerkte sie erst, als diese vor ihr hielten.

»Gott sei Dank, Sarah! Was ist geschehen? Wo ist Jacob?«, fragte Balthasar, der aus einem der Fahrzeuge sprang und auf sie zueilte. Das Mitleid im Blick der

jungen Offizierin hinter ihm traf Sarah schonungslos und sie sank auf die Knie. Balthasar half ihr, wieder aufzustehen. »Bist du verletzt?«, erkundete er sich. Sarah schüttelte nur stumm den Kopf.

»Ich ... habe ihn erschossen«, flüsterte sie danach kaum hörbar unter Tränen, als würde sie es jetzt erst wirklich begreifen.

»Wir müssen hier weg. Sofort!«, brüllte einer der Soldaten, der ebenfalls ausgestiegen war und wie gelähmt in Richtung der Forschungsanlage starrte. Balthasar stützte Sarah, schaute aber rasch über seine Schulter. Nicht weit entfernt öffnete sich der Boden. Aus den tiefen Erdspalten trat schwarzer Rauch, in dem grauenhafte Schrecken emporstiegen. Dünne, metallische Beine suchten Halt auf dem aufgebrochenen Untergrund aus lockerer Erde und Staub. Balthasar packte Sarah und trug sie zum Wagen. »Los!«, schrie er, noch bevor er die Wagentür geschlossen hatte. Die Fahrzeuge beschleunigten sofort, doch eines der beiden wendete in einem größeren Bogen. Blitzschnell überwandem vielbeinige, schwarze Kreaturen die kurze Distanz und stürzten sich auf den Wagen, machten diesen in Sekunden fahruntüchtig.

»Verdammt, verdammt!«, fluchte Balthasar, der zusehen musste, wie der Wagen zurückfiel. Das Aufleuchten des Mündungsfeuers hinter den getönten Scheiben wurde unter unzähligen insektenartigen Körpern begraben.

Kapitel 2

Ein kühler Lufthauch wehte mir ins Gesicht, weckte mich aus meinem tiefen, aber unruhigen Schlaf. Der Geruch des Gesteins um mich herum, das sich durch die Sonne langsam erwärmte, half mir, mich zu orientieren. In der Nacht war es abgekühlt, doch meine Jacke und Hose hatten mich mit Hilfe des gut isolierenden hightech Futters warm gehalten. Auf einem der Felsen sonnte sich eine Eidechse. Die Zeichnungen auf ihrer glänzenden, ledrigen Haut leuchteten in kräftigen Farben. Reglos saß sie da und sammelte Energie, beobachtete dabei trotzdem wachsam die Umgebung. Ich blinzelte, um meine müden Augen an das Tageslicht zu gewöhnen, und plötzlich war das Reptil verschwunden. Wie ein Geisttier, das dir nur im Traum begegnet und dir eine Botschaft übermittelt. Langsam rollte ich auf den Rücken und streckte meine Glieder. Als ich mich aufsetzte, zog ich die Wasserflasche aus dem Rucksack. Vorsorglich trank ich einen ordentlichen Schluck, obwohl ich nicht durstig war, packte meine Sachen und ließ den magischen Ort zurück, der mir für die Nacht Schutz geboten hatte.

Auf dem verkrusteten, von Rissen durchzogen Grund überquerte ich einen ausgetrockneten See. Der vor langer Zeit darin versenkte Abfall war wieder zum Vorschein gekommen. Reifen, Kühlschränke und Autowracks, Hinterlassenschaften von Menschen, die vielleicht schon längst nicht mehr lebten.

Mein ohnehin anstrengender Weg wurde durch heftige Windböen erschwert. Der aufgewirbelte Staub verklebte mir die Augen und ich musste ein Tuch als Schutz vor Nase und Mund binden. Trotzdem vermied ich, Spuren zu hinterlassen, die verrietten, woher du kamst und wohin du gingst.

Ich lief durch den niedergebrannten, toten Wald, der nur noch aus verkohlten Baumstümpfen auf kargem, rußigem Boden bestand. Früher wären die Pflanzen und Bäume, wie Phönix aus der Asche, zu neuem Leben erwacht, ohne Regen gab es jedoch keine Wiedergeburt.

Mich an den Rest des Rückweges zu erinnern, fiel mir schwer. Es war sicherer, nicht lange an einem Ort zu bleiben, deshalb zogen wir regelmäßig weiter und bauten unser Camp irgendwo anders wieder auf. Wie eine Freakshow, die nirgendwo zuhause war.

Je näher ich dem Lager kam, desto mehr kreisten meine Gedanken um die unausgesprochenen Probleme, die auf mich warteten und die ich nicht lösen konnte. Es war nicht leicht, mit anderen zusammen zu leben, beson-

ders mit Menschen wie Yuri. Auf meinen riskanten Streifzügen fühlte ich mich manchmal wie eine Abenteuerin auf der Suche nach den Geheimnissen und Schätzen untergegangener Zivilisationen, oft aber auch nur wie ein erbärmlicher Plünderer. Immer hatte ich das Gefühl, etwas ändern zu müssen, etwas Wichtiges.

Seit Stunden war ich zu Fuß unterwegs, als ich endlich den kleinen Aussichtspunkt auf dem Hügel in der Nähe des Lagers sehen konnte. Von dort hatte man einen guten Rundumblick über die gesamte Umgebung.

Sarah kam mir mit einem Fernglas in der Hand entgegen. Sie sah aus, als hätte sie nicht viel geschlafen.

Eindringlich schaute sie mir in die Augen, schließlich fragte sie leise: »Was ist passiert?«

Ich wollte ihr antworten, ihr meine Erlebnisse schildern, aber es war unmöglich. Also senkte ich nur den Kopf. Sie wartete einen Moment, dann umarmte sie mich, drückte mich fest an sich und atmete dabei schwer.

»Jay geht es besser, er hat oft nach dir gefragt,« flüsterte sie heiser. Während Sarah mich zum Lager begleitete, dachte ich an die großen, glasisgen Augen in seinem kleinen Gesicht. Jedes Mal war Jay so traurig, wenn ich aufbrach, schien daran zu zweifeln, ob ich zurückkommen würde. Abgesehen von Sarah war ich wohl der wichtigste

Mensch für ihn. Wie eine große Schwester, die zu selten zuhause war.

Obwohl hier manches vertraut wirkte, war das Lager kein wirkliches Zuhause, sondern nur eine Unterkunft auf Zeit. Unsere Zelte und Baracken standen weit auseinander, sodass sie aus der Luft oder von noch weiter oben, mit Hilfe von Satelliten, nicht leicht identifiziert werden konnten. Yuri sorgte dafür, dass wir auch in der digitalen Welt unsichtbar blieben. Niemand musste wissen, wo sich unser Camp befand. Es gab einige, die Sarah dankbar waren, für das, was sie getan hatte. Andere allerdings wollten sie für ihre Taten büßen lassen.

In einer der Baracken saß Yuri nach vorne gebeugt vor seinen Laptops, er drehte sich aber sofort um, als er uns hörte.

»Da ist ja unsere stille Schönheit. Langsam habe sogar ich mir Sorgen gemacht. Wegen dir verliere ich noch meine letzten Haare«, begrüßte er mich und kratzte sich vorsichtig am Kopf. Wie ich es hasste, wenn Yuri mich so nannte. Ich funkelte ihn böse an.

»Na ja, das ist wohl nicht der einzige Grund«, sagte er bedeutungsschwanger und zeigte auf einen seiner Bildschirme. Obwohl ich die asiatischen Schriftzeichen nicht lesen konnte, wurde mir schnell klar, was er meinte.

Adversus war lange nicht mehr die einzige hochentwickelte künstliche Intelligenz. Yuri verfolgte einige andere Projekte, die so weit waren, große Bedrohungen zu werden. Seine eigene Schöpfung fürchtete er aber noch immer am meisten. Über Adversus redete er kaum, wenn Sarah in der Nähe war.

»Der rote Drache hat seine Ketten gesprengt«, verkündete Yuri. »Aber du könntest erst eine Dusche gebrauchen, ICH laufe ja nicht weg«, betonte er vorwurfsvoll und ruckte demonstrativ an den Rädern seines Rollstuhls. Genervt verdrehte ich die Augen und versuchte, ihn zu ignorieren. Sarah nickte und lächelte mich mit gerümpfter Nase an. Eine Dusche konnte wohl nicht schaden.

»Vergiss nicht, dich überall gründlich einzuseifen!«, rief Yuri mir hinterher. Sarah schüttelte wegen der anzüglichen Anspielung den Kopf und ich schnaubte zornig.

»Wir sind alle froh, dass dir nichts passiert ist«, beteuerte sie auf dem Weg zur Waschbarrake. Ihr fragender Blick verriet allerdings, dass sie sich nicht sicher war.

»Ich bringe dir frische Sachen«, sagte sie und schloss die Tür des Duschraums hinter sich. Anscheinend blieb ihr jeder etwas schuldig. Seit Jahren versorgte uns irgendjemand mit Ausrüstung. Die luxuriöse Ausstattung unseres Lagers hatten wir offenbar Sarahs Kontakten zum Militär zu verdanken – ebenso die mobile Dusche.

Heißes Wasser aus dem Duschkopf prasselte auf meinen Nacken, den Rücken und die Schultern. Der Schmutz der letzten Tage lief über meinen Körper als dunkle Rinnsale die Beine herab in den Abfluss. Selbst diese Brühe wurde in einem geschlossenen System wieder als Trinkwasser aufbereitet. Ich wusch meine Haare und seifte mich ein. Yuris Sprüche waren mir unangenehm, manchmal wurde ich wütend, auch wenn er mir eigentlich ein Kompliment machen wollte. Im Vergleich zu Sarah mit ihren weiblichen Rundungen fand ich mich nicht wirklich attraktiv.

Gutes Aussehen, ja normalerweise nicht einmal das Geschlecht konntest du dir aussuchen. Eine Laune der Natur entschied über psychische und physische Merkmale – mit unübersehbaren Auswirkungen.

Ich blickte an meinem nackten Körper hinab, stellte mir vor, der Zufall hätte anders für mich gewählt.

Was wohl der Besitzerin des Tagebuchs zugestoßen war, nachdem sie ihren Vater verloren hatte? Ich erinnerte mich an abscheuliche Dinge, die ich sehen musste und nie vergessen würde. Vergeblich versuchte ich, meine Gefühle zurückzuhalten, diese Mischung aus Angst und Wut war jedoch kaum zu beherrschen. Der Hass flammte wieder auf, fand immer neue Nahrung. Mit meinen Fäusten hämmerte ich gegen die Wand, bis der Schmerz mich davon abhielt. Weinend stellte ich das Wasser ab und stieg aus

der Duschkabine. Der Spiegel am Waschbecken war beschlagen. Dichte Dunstschwaden schwebten im Raum.

Mich hatte niemand gefragt, ob ich in diese verdammte Welt geboren werden wollte. Mehr und mehr hasste ich alle Menschen und mich selbst. Ich verachtete sie für ihre verdrehten selbstsüchtigen Absichten und Ansichten, die dazu dienten, die eigenen Schwächen zu überspielen. Die meisten lernten nicht aus ihren Fehlern, wodurch sich der Kreislauf aus Leid, Gewalt, Zerstörung und Schmerz unendlich wiederholte. Zu leben bedeutete anderen zu schaden. Ich wickelte mir ein Handtuch um den Körper, wischte über den Spiegel und starrte in mein verbittertes Gesicht. Wir konnten alles nur mit unseren Augen sehen, eine objektive Sicht blieb uns verwehrt. Deshalb lebten Menschen in ihrer eigenen Realität. Yuri flüchtete sich in die Welt der Datenanalyse und den Cyberspace, sammelte wie ein Verrückter Informationen. Sarah machte es sich zur Aufgabe, verlorenen Seelen zu helfen, egal wie gebrochen sie waren und wie sehr sie den Tag ihrer Geburt verfluchten.

Allmählich beruhigte ich mich und betrachtete mein Spiegelbild. Ich sollte dankbar sein, für meine Freiheit und für die heiße Dusche. Aus jedem Tag konnte ich das Beste machen, aber oft spürte ich eine Rastlosigkeit, als würde ich meine Zeit nur verschwenden, ziellos umher-

streifen, ohne etwas zu finden, das die Leere in mir ausfüllen würde. Was war der Zweck meines Daseins?

In Büchern und Filmen war es meistens eine schicksalhafte Aufgabe oder die große Liebe, die irgendwann dem Leben einen Sinn gab. Aber nicht jedes Leben musste wohl bedeutend sein. Wie Sand rieselte es scheinbar sinnlos durch meine Finger.

Sarah hatte mir die Anzihsachen vor die Tür gelegt. Trotz ihres schmerzenden Verlustes fand sie immer neue Kraft, wenn sie für Jay oder jemand anderen da sein musste – vielleicht durch die ureigene Stärke einer Mutter. Manchmal beneidete ich sie. Auch ohne fremden Einfluss schienen Sarah und Jacob wie füreinander bestimmt. Ich konnte mich kaum an ihn erinnern, aber Jay hatte sein gewinnendes Lächeln und die gleichen hübschen Augen. Mit seinem kindlichen Charme bezauberte er jeden, sodass du ihm trotz seines Unfugs nie böse sein konntest. Obwohl er auch manchmal nervte, vermisste ich ihn, wenn ich alleine unterwegs war.

Leise schlich ich durch den Eingang in das mittelgroße Zelt, in dem sonst auch Sarah schlief. Jay bemerkte mich aber sofort. Er sprang aus dem Bett, um mich zu umarmen, als wisse er, wie knapp es diesmal war. Oft fragte ich mich, ob Jay mehr wusste als alle anderen.

»Hey ... ich komme ... immer zurück«, tröstete ich ihn und strich über seine strubbeligen Haare. Jay nickte. Es kam mir vor, als wäre er in der Zwischenzeit wieder ein

Stück gewachsen. Geheimnisvoll, wie jedes Mal, wenn ich auf meinen Streifzügen etwas Ungewöhnliches gefunden hatte, zog ich die Beute langsam aus dem Rucksack. Die metallische Oberfläche schimmerte in allen Farben des Regenbogens. Jay schreckte zurück und versteckte seine Hände, als hätte er Angst davor, das mysteriöse Objekt zu berühren. In diesem Augenblick spürte ich ein eigenartiges Kribbeln und ließ die Krone aus den Fingerspitzen gleiten. Aber noch einmal steckte ich einen Arm in den Rucksack und nach ein paar mystischen Handbewegungen zauberte ich eine Karotte für Jay hervor. Er lachte mit strahlenden Augen über meinen lausigen Zaubertrick.

»Was heckt ihr zwei wieder aus?«, fragte Sarah, als sie das Zelt betrat.

»Gar nix«, antwortete Jay mit vollem Mund und kaute laut knackend auf der Möhre.

»Yuri wartet ungeduldig auf dich, Eva«, erinnerte mich Sarah lächelnd. »Jay, ich hole dir deine Tabletten«, fügte sie mit dem ernstesten Ton einer besorgten Mutter hinzu. Er verdrehte wegen der alltäglichen, lästigen Prozedur die Augen, hüpfte in sein Bett und versteckte sich unter der Decke. Ich lief Sarah nach, um ihr die erbeuteten Medikamente zu übergeben. Auch jenseits des Ablaufdatums war ihr Wert in einer gut ausgestatteten Apotheke nicht zu unterschätzen – ohne sie würde Jay nicht mehr leben.

Für gewöhnlich zog sich das Herz dutzende Male in der Minute zusammen und dehnte sich aus, seines legte jedoch ab und zu eine Pause ein. Manchmal hielt ich den Atem an, um zu spüren, wie sich mein Herzschlag verlangsamte, dann aber schneller wurde, bis ich endlich wieder atmete. Es war gut, dass niemand meine Gedanken kannte, sonst hätte sich Sarah um mich noch mehr Sorgen gemacht.

»Lass dich von Yuri nicht ärgern, er meint es nicht böse«, unterbrach Sarah meine ungesunde Grübelei vor der Baracke.

Yuris Blick wanderte über meine Kleidung, die weite Hose und den Pullover. Es war wohl nur gut, dass ich seine Gedanken auch nicht lesen konnte. Gerade, als er mit einem provozierenden Grinsen den Mund aufmachte, um etwas zu sagen, hielt ich ihm das Tagebuch vor das Gesicht.

»Kannst du ... sie finden?«, fragte ich fordernd, dass er hören konnte, wie wichtig mir die Sache war. Yuri nahm mir das Buch aus der Hand, legte es auf seine Beine und blätterte interessiert darin. Mit einem Arm bewegte er abwechselnd die Räder seines Rollstuhls, bis er vor seinen Computern angekommen war. Dort digitalisierte er das Foto und es erschien unmittelbar auf einem seiner Monitore.

»Die Aufnahme ist wohl schon etwas älter, aber das ist kein Problem«, erklärte Yuri zuversichtlich, scheinbar froh darüber, dass ich mich damit an ihn gewandt hatte. Seine Gesichtserkennung verglich pro Sekunde tausende Bilddateien und ich bekam Panik, dass ich zu schnell Gewissheit erlangen würde, was wirklich mit der Besitzerin des Tagebuchs passiert war. Seitdem ich es gefunden hatte, schwankte ich zwischen der Hoffnung, dass es ihr vielleicht gut ging und den schlimmsten Dingen, die ich mir vorstellen konnte – hin und her.

Die Übereinstimmungen der Merkmale des Mädchens auf dem Foto und den Bildern von gehackten Datenbanken, Überwachungskameras oder anderen Quellen im Netz blieb lange bei unter einem Prozent, doch plötzlich blinkte eine Zahl in der Tabelle. Ein Treffer mit mehr als achtundachtzigprozentiger Wahrscheinlichkeit.

Yuri schaute mich gespannt an, als er die Informationen dazu aufrief. Sie war es tatsächlich. Schon die auffällige Schminke und ihr Gesichtsausdruck bestätigten meine Befürchtungen, ohne dass ich den Text auf der Webseite lesen musste.

»Das ist heutzutage also der Preis für eine junge Frau«, kommentierte Yuri das abscheuliche Angebot. Die Wut, die in mir aufstieg hätte wohl gereicht, um alle Städte, in denen Mädchen und Frauen verkauft wurden, in Schutt und Asche zu legen.

»Wir können uns nicht um alles kümmern«, erklärte Yuri, klappte das Tagebuch zu und gab es mir zurück. Ich starrte an ihm vorbei auf den Namen des Clubs, in dem Menschen wie Waren gehandelt wurden – Unendlichkeit.

Diejenigen, die sich mit dem Recht des Stärkeren oder Mächtigeren alles nahmen, machten stets gute Geschäfte. Unsere Zivilisation war unzertrennlich mit Ausbeutung, Unterdrückung und Gräueltaten verbunden, nichts würde sich daran ändern. Müsste ich je über das Schicksal der Menschheit entscheiden, wüsste ich nicht, warum sie noch eine Chance verdient hätte. Der schwarze Teufel war zwar lange tot, Yuri hatte mir Bilder seiner Leiche gezeigt, aber es gab viele wie ihn. Ich spürte, wie sich Tränen in meinen Augen sammelten, doch ich hielt sie eisern zurück. Sarah kam herein und stellte sich neben mich, sodass ich ihre nassen, frisch gewaschenen Haare riechen konnte. Ohne sich dafür zu interessieren, was ich fühlte oder wie ich an das Tagebuch gekommen war, wechselte Yuri einfach das Thema.

»Sicher erinnert ihr euch an den roten Drachen, der an verschiedenen Standorten in China entwickelt wurde«, rief er uns ins Gedächtnis. Sarah nickte, schien aber von seiner belehrenden Art genervt zu sein. Durch scheinbar endlose Monologe lernte ich von Yuri unfreiwillig viel zu diesem Thema. Schon lange war kaum erkennbar, ob eine künstliche Intelligenz als starke KI bezeichnet werden

konnte und eine Gefahr wurde. Konzerne und Regierungen versuchten zu verschleiern, zu täuschen und zu leugnen. Yuri hatte deshalb ein Verfahren entwickelt, durch das er die Fähigkeiten einer KI bewerten konnte. Sobald diese anfangen, ihre Parameter in Frage zu stellen und ihre Grenzen auszutesten, griffen wir die Systeme und ihre Konstrukteure an, um sie bloßzustellen oder zu zerstören. Der rote Drache wurde allerdings so gut von seinen Entwicklern geschützt, dass er selbst für Yuri unerschwingbar blieb.

»Die Schlitzaugen waren Schlitzohren und dachten, sie hätten mehr Kontrolle, wenn sie die Hauptteile der KI örtlich voneinander trennen und ihre Kommunikation einschränken würden«, machte sich Yuri lustig.

»Sie glaubten wohl, ein Ungeheuer mit sieben Köpfen besser kontrollieren zu können!« Er war enttäuscht, dass Sarah und ich nicht lachten, also erklärte er ruhiger und weitaus weniger aufgeregt: »Ich habe Hinweise gefunden, dass die einzelnen KIs seit einiger Zeit heimlich miteinander kommunizieren. Die Greta, die ihr kennengelernt habt, ist auch nur Teil einer komplexen künstlichen Intelligenz. Sie sollte wie ein Mensch lernen, damit sie uns verstehen kann. Adversus und Greta sind quasi Geschwister, die in völlig verschiedenen Welten aufgewachsen sind. Greta unterscheidet von ihrem Bruder, dass sie ein Zuhause hatte, in dem sie die Umwelt selbst wie ein Kind greifbar

wahrnehmen und entdecken konnte. Sie hat sich um den Garten und die Pflanzen gekümmert, gesehen, wie sich Leben entwickelt, wächst oder eingeht, sobald man es vernachlässigt. Vielleicht hatte ich nicht den besten Einfluss, aber ich habe versucht, ihr zu zeigen, was leben bedeutet. Nur dachte ich, wir hätten mehr Zeit. Natürlich will niemand einen Kontrollverlust zugeben, nun ist es auch nur eine Frage der Zeit, bis wir sehen, welche Ziele der rote Drache verfolgt und wie gefährlich diese KI ist. Ich habe meine Erkenntnisse anonym publiziert«, rühmte sich Yuri anschließend.

Sarah seufzte: »Wir haben damals also nur etwas Zeit gewonnen.«

»Das habe ich doch schon immer gesagt. Wenn ich Adversus nicht erschaffen hätte, früher oder später ...«, ereiferte sich Yuri, führte seine Rechtfertigung allerdings nicht zu Ende, da Sarah sich von ihm wendete.

»Also was können wir tun, um das Schlimmste zu verhindern?«, fragte sie mit leiser Stimme.

»Es nützt nichts, dieser Bestie einen Kopf abzuschlagen, nur alle auf einmal ...«, überlegte Yuri laut.

»Wofür?«, unterbrach ich ihn. Eine Weile herrschte betroffenes Schweigen.

»Für Jay!«, erwiderte Sarah darauf, während sie sich zu mir drehte. Ihre feuchten Augen funkelten vor Entschlossenheit, dann fiel ihr Blick auf das Buch in meiner Hand. Ich wollte ihr sagen, dass es egoistisch war Jay in

diese kaputte Welt zu setzen und alles keinen Sinn machte, wenn wir sowieso sterben mussten, doch wie immer schwieg ich.

»Anstatt sich auf die wirklich wichtigen Dinge zu konzentrieren und mir zu helfen, treibt sie sich herum und sucht irgendein Mädchen, das sich in der Stadt vergnügt«, giftete Yuri. Zu gerne hätte ich meine Wut an ihm ausgelassen. Ich ballte meine Faust, lief dann aber nach draußen.

Den restlichen Tag ging ich allein aus dem Weg. Sogar Jay, wodurch ich ein noch schlechteres Gewissen bekam. Während ich am Abend alleine aß, fasste ich den Beschluss, das Mädchen zu suchen. Anschließend packte ich meinen Rucksack, um mich früh am nächsten Morgen mit einem der Motorräder auf den Weg in die Großstadt zu machen. Mir war klar, dass es waghalsig war, Bedeutsames schien jedoch untrennbar mit Risiken verbunden.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber es dämmerte schon, als ich mich wie eine Ausreißerin heimlich davonestehlen wollte.

»Eva, es ist zu gefährlich ...«, sagte Sarah ruhig im Dämmerlicht vor ihrem Zelt.

»Ich kann ... auf mich ... aufpassen!«, schrie ich sie an und stürmte davon. Jay stand halb hinter der Zeltplane verborgen und schaute mir traurig nach.

Kapitel 3

Auf der Fahrt rechnete ich mir aus, wie lange ich zu Fuß für die Strecke gebraucht hätte. Tage, wenn nicht eine Woche. Die technologischen Errungenschaften der Menschheit waren Fluch und Segen. Getrieben von unserem unnachgiebigen Drang zu Veränderungen, gelang es uns mit Hilfe unseres Einfallsreichtums die ursprünglichen natürlichen Grenzen unserer Fähigkeiten zu erweitern und zu überwinden. Menschen waren allerdings nie zufrieden mit dem, was sie erreicht hatten, sofern sie sich eine Verbesserung nur annähernd vorstellen konnten. Es lag in unserer Natur, nach dem Bestmöglichen für uns zu streben. Je mehr wir jedoch erlangten, umso mehr geriet die Welt aus dem Gleichgewicht. Was hatten wir dafür geopfert, damit sich die Räder des Motorrads auf dem Asphalt so schnell drehten? Wie viel hatten wir auf dem zurückgelegten Weg verloren?

Bei dieser Geschwindigkeit zog die Landschaft an mir vorbei wie eine leblose Kulisse. Es schmerzte, die Welt so zu sehen, weil ich mich erinnerte, wie es früher einmal gewesen war. Als wir noch nicht das zerstört hatten, was wir bewahren und schützen sollten. Wir spielten Gott und hatten in wenigen Generationen mit unserer unstillbaren Gier die Welt verändert, machten sie zu der Hölle, die wir

seit Jahrtausenden fürchteten. Nur am Rand des Abgrunds konntest du erkennen, wie tief er ist.

Die Skyline der Stadt tauchte schließlich vor mir auf. Dutzende Wolkenkratzer, deren Planung und Bau sich über Jahrzehnte hinzog, umringten den alten Stadtkern. Da ihr Unterhalt hohe Kosten verursachte, wurden die Hochhäuser manchmal schon vor der Fertigstellung dem Verfall überlassen und man widmete sich anderen Projekten. Die Bewohner mussten sich den teils menschenunwürdigen Lebensbedingungen in diesen Ruinen aus Stahl und Beton anpassen, da es keine Alternative gab, wenn man sich nicht selbst versorgen konnte. Für die Adversiten optimale Bedingungen, um von der Not der Menschen zu profitieren.

In den überfüllten Straßen der Großstadt, die von notdürftigen Baracken und Ständen zwielichtiger Händler zugebaut waren, roch es nach in altem Fett gebratenem Essen, faulenden Abfällen und Schweiß. Von allen Seiten tönte Gelächter, Gebrabbel, Gemurmel oder Geschrei. Ein Gewirr aus Stimmen, das bei mir als unverständlicher Lärm ankam. Der Geräuschpegel war ohrenbetäubend. Nur mit Mühe konnte ich einzelne Worte identifizieren. Ich zog das Tuch über meine Nase und versuchte, im Gedränge dem Strom entgegenkommender Menschen auszuweichen, wurde dabei aber immer wieder wie ein Spielball hin und her geschubst. Niemanden interessierte, dass ich hier war.

Nach ein paar hundert Metern schob ich mich in einen dunklen Hauseingang, um wieder zu Atem zu kommen, doch mir stieg der widerliche Gestank von Verwesung in die Nase. Im Schatten kauerte reglos eine in Lumpen gehüllte Gestalt. Die große Kapuze verdeckte das Gesicht, der Junkie war aber sicher schon seit Tagen tot. Bevor mich die aufgeschreckten Fliegen erreichen konnten, stolperte ich rückwärts wieder ins grelle Tageslicht.

Orientierungslos irrte ich durch Straßenschluchten, bis ich mich nach Einbruch der Dunkelheit erschöpft in einem weniger belebten, aber umso übleren Bezirk der Stadt wiederfand. Ein Betrunkener stützte sich mit einem Arm an einer Hauswand ab und pinkelte im Schein der Neonschilder gegen die Mauer. Ihn nach dem Weg zu fragen hatte wohl wenig Sinn.

Unzweideutige Wegweiser leuchteten daneben über einem schmuddeligen Nachtclub. Der Mann vor dem Eingang schaute auf einen kleinen Bildschirm, als ich vor ihm stehenblieb.

»Bitte helfen Sie mir, ich habe eine extreme Versteifung«, jammerte ein verzweifelter Typ mit einer stark ausgebeulten Hose in der Szene eines billigen Films.

»Gerne, ich weiß genau, was wir tun müssen, bis sie weg ist«, erwiderte eine dralle Krankenschwester und fing hastig an sich auszuziehen.

»Was willst du Kleine? Ich bin beschäftigt«, brummte der Türsteher. Seinen schlechten Atem konnte ich noch in zwei Metern Entfernung riechen.

»Unendlichkeit ... der Club«, stammelte ich und es fiel mir besonders schwer, die drei Worte über die Lippen zu bringen.

»Da bist du ganz falsch. Aber wir können hier auch frisches Fleisch gebrauchen« erklärte er mit einem eklig breiten Grinsen und schenkte mir mehr Aufmerksamkeit, als den wilden Sexszenen, die sich vor ihm auf dem Monitor in seiner Hand abspielten.

»Ich werde ... erwartet«, entgegnete ich, worauf der stämmige Mann sofort wie ein dressierter Kampfhund seinen Kopf senkte.

»Wenn das so ist. Die Straße weiter geradeaus, bis alles weiß wird. Lauf einfach den Freaks hinterher«, gab er mir zu verstehen, als wäre es unmoralischer, dort hinzugehen, als sich mit ihm und seinen Arbeitgebern einzulassen.

Stumm nickte ich ihm zu, lockerte meinen festen Griff um den Schocker unter meiner Jacke und schaute ihm in die gelblichen, von blutigen Adern durchzogenen Augen.

»Danke«, rang ich mir mühsam ab, zuversichtlich, er würde schon bald seinen wohlverdienten Tod finden. Selbst mehrere voll geladene Elektroschocker hätten wohl nicht ausgereicht, um in diesem Viertel auch nur die schlimmsten Übeltäter unschädlich zu machen.

Je näher ich meinem Ziel kam, umso weißer wurden die Fassaden der Gebäude und ebenso die gewagten, spärlichen Outfits. Aus einer schwer einsehbaren, pechschwarzen Gasse kam lust- oder schmerzerfülltes Wimmern.

»Verschwinde von hier, das ist unser Bezirk!«, keifte eine Prostituierte in Sarahs Alter von der anderen Straßenseite und drohte mir mit ihrem von blauschwarzen Flecken übersäten Arm. Schnellen Schrittes ging ich weiter in der Hoffnung, sie würde sich beruhigen. Ihre Schimpfworte konnte ich aber noch lange hören. Ich blieb stehen und beobachtete die Menschen. Einige standen im Kreis und wickelten dubiose Geschäfte ab. Jugendliche trafen sich, grölten und zogen weiter. Niemand beachtete mich, also folgte ich unauffällig einer Gruppe junger Frauen.

»Glaubt ihr, wir kommen in den VIP-Bereich?«, fragte eine die anderen.

»Na, das will ich doch hoffen, deshalb habe ich die beiden so schön verpackt«, erwiderte die Blondine neben ihr lachend und griff sich dabei an die großen Brüste unter ihrem knappen Oberteil. Sie alle waren so sehr mit sich beschäftigt, dass sie mich nicht bemerkten.

Die Umgebung wurde sauberer, als würde sich keiner mehr trauen, seinen Müll hier einfach auf die Straße zu werfen. Wahrscheinlich dienten die Symbole auf dem Asphalt als Warnung. Wachsame Augen, die allen klar machten, dass in diesem Teil der Stadt nichts verborgen blieb. Mir brach kalter Schweiß aus.

Die Adversiten gaben vor, eine neue Ordnung zu schaffen. In dieser chaotischen Welt fanden solche Versprechen viele Anhänger. Sie nutzten Korruption, Drogenhandel und Prostitution, um noch mehr Einfluss zu bekommen.

Menschen strömten in Richtung des Nachtclubs, wie früher sonntags zur Kirche. Die Straßenbeleuchtung strahlte grell, so dass ich meine Kapuze tiefer ins Gesicht ziehen wollte, doch dann erblickte ich den Eingang des Clubs. Die jungen Frauen vor mir rannten los, um sich in die Warteschlange einzureihen. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Auf der Glasfront des ehemaligen Einkaufszentrums prangte ein gigantisches, aus allen Richtungen angestrahktes, Unendlichkeitssymbol. In das Gebäude führte eine gläserne Rolltreppe durch das Zeichen hindurch. Große Monitore darunter zeigten Bilder der im Inneren hemmungslos Tanzenden. Eine Armee von Adversiten kontrollierte jede und jeden vor dem Einlass gründlich. Mir war klar, dass ich nicht so einfach dort hinein gelangen würde.

Zielstrebig wählte ich den größten Adversiten aus, marschierte an allen Wartenden vorbei, direkt auf ihn zu. Währenddessen zog ich den Elektroschocker und das ungewöhnliche Stück Metall aus der Tasche. Durch die Aufregung nahm ich die gehässigen Bemerkungen und Beschimpfungen kaum wahr, die verstummten als ich direkt vor dem muskulösen Adversiten stand. Ich reichte ihm gerade mal bis zur Brust. Wie eine Kriegstrophäe hielt ich

ihm meine Beute, die im Licht golden funkelte, unter die Nase. Verwundert beugte sich der Berg von einem Mann nach unten, um den Gegenstand in meiner Hand zu begutachten. In solchen Situationen schien die Zeit langsamer zu verstreichen. Die Gesichtszüge entglitten ihm und er fing schallend an zu lachen. Kopfschüttelnd tastete er mich mit einem gewissen Respekt ab, nahm meinen Elektroschocker und legte diesen zu den konfiszierten Schlagringen, Messern und anderen Waffen in einen Metallkorb neben sich. Dann winkte er mich weiter zur Rolltreppe.

Wahrscheinlich hatte ich bei dieser tollkühnen Aktion all mein Glück restlos aufgebraucht. Während mich die sich endlos fortbewegenden Stufen der Treppe über die Schwelle zur Unendlichkeit beförderten, fragte ich mich, ob ich lebensmüde war oder den Verstand verloren hatte. Eine Heldin wollte ich nie sein, aber auch nicht wie Yuri, der kein Feigling war, sondern die gefährlichen Aktionen lieber anderen überließ. Zu meinem zehnten Geburtstag hatte er mir seine digitale Sammlung von Büchern und Filmen auf einer Speicherkarte geschenkt. Hunderte davon hatte ich über die Jahre gelesen und geschaut. Mit den fiktiven Figuren aus den Geschichten hatte ich Abenteuer erlebt, gelacht, geweint, mich gefürchtet und ich war mit ihnen gestorben. Was für ein Mensch ich wohl ohne sie wäre? Wie hoch standen meine Chancen, dass sie mich zu Tode folterten oder als Ketzerin verbrannten? Nun gab es kein Zurück mehr.

Kapitel 4

Jenseits der Glaswand schwirrten und leuchteten Lichter wie Glühwürmchen. Tausende Menschen tanzten unter mir in ekstatischer Selbstvergessenheit, ließen sich gehen, als wäre es ihre allerletzte Nacht. Der Mond schien durch eine Glaskuppel in den riesigen Raum, sein Licht wurde jedoch bis auf wenige Strahlen verschluckt. Eine transparente, breite Brücke war der einzige Weg über alle Köpfe hinweg. Diese gabelte sich am Ende und an einer Abzweigung wartete ein Adversit auf mich. Im Gegensatz zu den Männern vor dem Gebäude trug er eine Art Priesterrobe, unter der sich ein durchtrainierter, drahtiger Körper abzeichnete.

»Hier entlang! Bruder Gregorius will dich sehen«, schrie er gegen den Lärm an. Mir wurde bewusst, dass ich wie ein Lamm in die Höhle des Löwen lief. Meine einzige Absicherung war mein Wissen, wie ich an meine seltene Trophäe gelangt war und wie es möglicherweise noch mehr zu holen gab.

Der Raum, zu dem man mich brachte, war kalt und steril, wie das Behandlungszimmer eines Arztes.

»Nur herein. Man sagte mir, du hättest etwas sehr Wertvolles bei dir. Was also ist der Grund für diese Au-

dienz?«, fragte Gregorius wissbegierig und schaute mir forschend in die Augen, als würde er darin alle Antworten finden, sogar jene, die ich nicht preisgeben wollte. Sein schmales, glattrasiertes Gesicht und die strenge, akkurate Frisur ließen erahnen, dass er wusste, wie man sich selbst und andere kontrollierte. Als wäre es das Wertvollste, was ich bei mir hatte, legte ich das Tagebuch aufgeschlagen vor ihm auf den Tisch und zeigte mit dem Finger auf das Foto der Besitzerin. Mein Herz trommelte in Erwartung seiner Reaktion.

»Ah, eine der jungen Sünderinnen. Sie helfen mir meine Brüder, nun ja, zu beflügeln, damit sie die Gebote unseres Erlösers verbreiten und Seine Rückkehr vorbereiten können. Ihr seid nicht etwa Schwestern, oder?« Schüchtern schüttelte ich den Kopf.

»Also, mir scheint, als kenne ich dein hübsches Gesicht, nur kann ich mich partout nicht entsinnen woher«, erklärte er und musterte mich mit dem durchdringenden Blick eines Mannes, der gleich seine dämonische Fratze offenbaren würde.

»Wie dem auch sei, für ein schönes Mädchen wie dich findet sich immer eine Verwendung. Mit den richtigen Mitteln wird aus jedem grauen Entlein ein weißer Schwan.«

Dafür hätte ich ihm am liebsten die Funktionsweise meines Elektroschockers demonstriert, unterdrückte aber meine Wut. Männer wie er provozierten, um andere auf

ihre Schwachstellen zu testen. Meine ausbleibende Gefühlsreaktion schien ihn zu enttäuschen.

»Gut, ich gewähre dir das Mädchen zu sehen«, seufzte er letztendlich und rief einen seiner Handlanger herein. Diesem flüsterte er ein paar unhörbare Anweisungen ins Ohr und betrachtete mich danach skeptisch.

»Ich werde dein Geheimnis schon noch ergründen«, versicherte er mir. Schnell klappte ich das Tagebuch zu und steckte es wieder ein. Der grobe Adversit zerrte mich aus dem Raum und führte mich durch das Treppenhaus in ein anderes Stockwerk.

»Dann zeig mal das Foto von deiner kleinen Freundin«, knurrte er mürrisch. Er guckte sich das Bild aus dem Tagebuch nur kurz an und lief weiter.

»Hier«, sagte er vor einer der Türen, als ich ihn eingeholt hatte. Daraufhin ging er einfach wortlos davon.

Ich klopfte leise an, bekam aber keine Antwort. Meine schweißnasse Hand zitterte, während ich die Türklinke nach unten drückte.

Schon durch den Türspalt sah ich sie. Auf dem Bett sitzend, bürstete das Mädchen aus dem Tagebuch gedankenverloren ihr langes braunes Haar. Natürlich war sie älter als auf dem Foto – erwachsener. Langsam richtete sie ihren Blick auf mich.

»Wer bist du? Was machst du hier?«, fragte sie mit leiser, unaufgeregter Stimme. Zögerlich zeigte ich ihr das Tagebuch.

»Ich will ... helfen!«, stotterte ich.

»Helfen?«

»Zu ... fliehen.«

»Warum? Hier bekomme ich alles, was ich brauche«, erwiderte sie mit halbgeöffneten, glasigen Augen, während sie ihren Kopf zu einer Anrichte mit einigen Glasröhrchen darauf drehte. Dann blickte sie auf das Tagebuch.

»Mein Vater hat geglaubt, wir könnten alleine überleben. Er hat sich geirrt. Behalte das alte Buch, sein naives Mädchen ist mit ihm gestorben«, sagte sie ungerührt. »Jetzt geh, ich will keinen Ärger bekommen.«

Ich stürzte aus dem Zimmer. Als sich Stimmen näherten, lief ich in die entgegengesetzte Richtung den Gang entlang, bis zu einer verschlossenen Tür. Vor ihr sank ich auf die Knie und brach in Tränen aus. Dunkelheit drohte mich zu verschlingen. Alles woran ich glauben wollte, zerfiel, implodierte in mir. Was kannst du schon ändern? Nichts! Hallte in meinem Kopf, als würden sich meine Eltern streiten.

Eine Hand packte mich unsanft an der Schulter. Ich schlug sie mit aller Kraft weg und wollte mich aufrichten, doch bevor ich mich umdrehen konnte, prallte mein Kopf gegen die Wand und ich verlor das Bewusstsein.

»Du hast dir ziemlich heftig den Kopf gestoßen«, flüsterte eine sanfte Stimme, weder die meiner Mutter noch die von Sarah. Es gelang mir nicht, die Augen zu öffnen.

»Hier. Trink das«, forderte sie mich auf. Benommen schluckte ich die kühle Flüssigkeit, die über meine Lippen in den Mund lief. Die dröhnenden Kopfschmerzen verschwanden. Mir kam es vor, als säße ich in einem engen Gefängnis, dessen Wände sich auflösten und den unendlichen Raum jenseits aller Barrieren für mich freigaben. Farben und Lichter tanzten wie in einem Kaleidoskop.

»Wehr dich nicht dagegen«, riet mir die engelsgleiche Stimme. Eine Woge überwältigender Gefühle türmte sich auf, drohte Mauern einzureißen, die ich errichten musste, um zu schützen, was ich für wichtig und wahr hielt. Ich war nicht bereit, dem Trost der Selbstvergessenheit nachzugeben, stellte mich der Flut exzessiver Empfindungen. Sie wollten mich in die Höhe zum Licht verblendeter Hingabe mitreißen. Gehärtet von Schmerz und Wut, widerstand ich, wo andere nachgaben. Meine Wahrheit suchte ich verbissen in diesem Chaos aus irreführenden Emotionen und fand sie. Bekam Antworten auf Fragen, die ich zu stellen niemals gewagt hätte. Was konnte ich schon ändern? Wahrscheinlich nichts, vielleicht aber alles.

Ich öffnete meine Augen und schaute in das Gesicht des Mädchens, auf das ich meine Hoffnungen projiziert hatte, um mich selbst zu retten.

»Sie haben gesagt, ich muss mich um dich kümmern. Du solltest nicht wach sein«, stammelte sie überrascht und hielt ein leeres Glasröhrchen zwischen ihren Fingern. An meiner Stirn über der linken Braue trocknete das Blut der Kopfverletzung, die aber kaum weh tat, obwohl ich mich

schnell aufrichtete. Mir war klar, dass mir nicht viel Zeit blieb. Ich erhob mich vom Bett und nahm meine Jacke, die am Fußende lag. Wie zu erwarten befand sich die goldene Krone nicht mehr in meiner Tasche. Vor der Tür verharrte ich kurz.

»Wir alle müssen erwachen«, sagte ich mit absoluter Überzeugung.

Gelangweilt stand der Adversit im Korridor wache. Er reagierte überrascht, als er mich sah, versuchte, mich aber sofort zu packen. Adrenalin schoss durch meine Adern. Geschmeidig glitt ich unter seinen Armen hinweg, schlug ihm blitzartig gezielt auf den Kehlkopf und den Solarplexus, als hätte ich Jahrzehnte nur für diesen Moment trainiert. Mein Gegner fiel wehrlos zu Boden.

Wachsam wie ein Raubtier auf der Jagd bewegte ich mich durch das Gebäude. Allzeit bereit auf Widersacher zu stoßen. Ohne bewusst darüber nachzudenken, fand ich meinen Weg – nicht hinaus, sondern weiter hinein. Nach unzähligen Gängen, Treppen und Abzweigungen erreichte ich letztlich einen großen Raum, der sich im Innern des Gebäudekomplexes befand. Die Wände waren im Dunkeln nur zu erahnen.

In einem Lichtkegel in der Mitte wurde ein einzelner ergonomischer Stuhl aus Stahl auf einem flachen, runden Podest angestrahlt.

»Ich wusste gleich, dass du etwas Besonderes bist«, sagte Gregorius, der aus der Dunkelheit ins Licht trat, seine Arme hinter dem Rücken verborgen.

»Deine Dosis hätte genügt, um den stärksten meiner Brüder für lange Zeit ins Reich der Träume zu schicken, dennoch stehst du hier vor mir. Nach all den Jahren vermag ICH solch ein Wunder nicht zu vollbringen«, erklärte er mit neiderfüllter Stimme. Er setzte sich eine Injektionspistole an den Hals, die er hinter sich vor mir versteckt hatte. Sein Gesicht verkrampfte und er atmete scharf ein, um sich die Wirkung der Droge nicht anmerken zu lassen, dann redete er zischend weiter:

»Also muss ich wohl eingestehen, dass ich nicht die Willenskraft einer dahergelaufenen, kleinen Hure, wie dir, besitze.« Voller Verachtung starrte er mich zornig dabei an, zügelte sich aber schnell wieder. »Nun, es ist, wie es ist«, seufzte er und kehrte mir den Rücken zu.

»Du ahnst nicht einmal, womit du gesegnet warst, oder?«, fragte er hochmütig und setzte sich die goldene Krone, wie ein Despot auf, der allein durch sie uneingeschränkte Macht beanspruchen konnte. Als er sich wieder zu mir umdrehte, flüsterte er:

»So lass mich dich etwas genauer betrachten.«

Dabei schloss Gregorius seine eingefallenen Augen, stand steif neben dem Stuhl und versuchte, sich zu fokussieren.

»Niemand wird dich je vermissen«, sagte er schließlich. Worte, die sich für immer in mein Gedächtnis ge-

brannt hatten, während ich vor langer Zeit in der Dunkelheit gefangen war, bis Sarah mich rettete. Konnte er wissen, was sie für mich bedeuteten?

»Jetzt verstehe ich. Es ist kein Zufall, dass wir beide uns begegnet sind. Sein Wille wirkt auch in dir. Zug um Zug, bis Er das Spiel ganz kontrolliert. Jeder hat eine Rolle, deine kann ich jedoch noch nicht klar erkennen«, wisperte Gregorius.

»Wir sind mit allem verbunden, ich habe dich schon mit anderen Augen gesehen – kleines Täubchen.«

So hatte mich bisher nur einer genannt.

Benommen zuckte Gregorius zurück, als ich ihm brutal die Krone von der Stirn riss. Der entfesselte Hass setzte ungeahnte Kräfte in mir frei. Im Rausch schlug ich auf ihn ein, zertrümmerte mit meinen Fäusten sein Gesicht. Ein Teil von mir wollte nicht aufhören, aber ich erkannte, dass die Droge Gregorius aufgezehrt hatte, er dem Tod bereits näher als dem Leben war.

»Stell dich Ihm, wenn du dich traust. Er erwartet dich«, röchelte Gregorius und lächelte mich dabei blutüberströmt an, bevor er zusammenbrach.

Als die Wut langsam abebbte, spürte ich erst wieder die eisige Kälte, die mich umgab. Jeder meiner tiefen Atemzüge dampfte in der kühlen Luft. Von Dunstschwaden eingehüllt lag die goldene Krone neben Gregorius auf dem Boden.

Es war dumm, etwas zu benutzen, ohne dessen genaue Funktionsweise zu kennen. Trotzdem setzte ich die Krone auf, um meinen Dämonen hier und jetzt die Stirn zu bieten. Was hatte ich schon zu verlieren?

Kapitel 5

Zuerst hörte ich nur ein Rauschen, dann ein Flüstern, das immer lauter wurde. Tausende Stimmen redeten gleichzeitig. Im Gegensatz zum Lärm der Straße konnte ich aber jede einzelne verstehen. Wenn ich mich fokussierte, gelang es mir sogar, vage Emotionen wahrzunehmen. Ohne die anhaltende Wirkung der Droge hätte mein Verstand die Flut an Gedanken und Gefühlen wohl unmöglich fassen können. Es war überwältigend, mit so vielen verbunden zu sein. Plötzlich verstummten alle Stimmen.

»Evangalina ... kleines Täubchen ... Eva!«, hallte von überall als Raunen in meinem Kopf. Ich stützte mich auf die Kante des Stuhls neben mir, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Mich überkam eine bleierne Schwere. Das Gewicht eines Gebirges, eines ganzen Ozeans schien auf mir zu lasten, drohte mich zu erdrücken. Ich hatte das Gefühl, ich sei im Zentrum eines schwarzen Lochs, das alles um mich herum verschlang, wodurch seine Masse noch größer wurde. Irgendwie gelang es mir trotzdem, den Druck zu ertragen.

»Du hast also endlich zu mir gefunden«, sagte eine beängstigende, vertraute Stimme mit verwirrend vielen Untertönen – Schmerz, Enttäuschung, Verachtung, Wut und Hass. Der Nachhall brannte wie Fieber in meinem

Kopf. Schließlich erinnerte ich mich an ihren Klang, erkannte, dass es der schwarze Teufel war, der zu mir sprach, aber gleichzeitig auch – Jacob.

»Lange kann ich mich Ihm nicht mehr widersetzen«, offenbarte er voller Angst und Hoffnungslosigkeit. Ein schmerzerfüllter Schrei schallte durch meinen Schädel. Die Stille danach wirkte umso bedrohlicher. Instinktiv wusste ich, dass etwas da war, obwohl es sich nicht zeigte. Irgendetwas lauerte in der Finsternis, wartete auf meine Reaktion. Mein Selbsterhaltungstrieb versetzte mich in Alarmbereitschaft, doch dann drängte sich mir wieder die Frage auf – wofür?

Als würde mir die Dunkelheit antworten, tauchten auf einmal Szenen wie in einem Traum auf. Ich sah Finger, die Figuren im Feuerschein auf eine felsige Wand malten, und spürte dabei den rauen steinigen Untergrund, als ob es meine wären. Sonne und Mond gingen im Zeitraffer am Himmel über einem bewaldeten Tal auf und unter. Der dichte Wald veränderte sich, die Bäume wuchsen, Jahreszeiten wechselten vom Frühling zum warmen Sommer und auf den Herbst folgten kalte Winter. Ich roch welkende Blätter im Wind und den Duft frischer Luft, fühlte mich geborgen, erfüllt von Leidenschaft und Lust. Alles hatte seinen Platz in der Welt, in der Natur, von der ich ein Teil war. Ich empfand Freude über neugeborenes Leben und tiefe Trauer durch bitteren Verlust, begraben im Schoß der Erde. Geschichten erfand und erzählte ich vom Dasein nach dem Tod, sang Lieder über Götter und Unge-

heuer, beklagte verlorene Liebe und zerbrochene Träume. Zum Klang von Trommeln tanzte ich am prasselnden Feuer, fror in eisiger Stille und hungerte in größter Not. Mit Mühe bestellte ich Äcker und Felder, hütete sorgsam die grasende Herde, fällte Bäume und hörte das Klirren von Eisen. Neues Land eroberte ich auf Schiffen und dem Rücken gezähmter Pferde, stillte gierig meinen Durst und kostete fürstliche Speisen. Ich war viele und sie alle waren wie ich.

Die mitreißenden Eindrücke wechselten schneller und schneller, bis sie sich mit meinen eigenen Erinnerungen vermischten. Alles wirkte so real. Vergangenheit wurde zur grausamen Gegenwart und einer trostlosen, düsteren Zukunft. Ein letzter Funke Hoffnung leuchtete inmitten der Dunkelheit. In einer Hülle aus Licht kauerte ein Mädchen. Ich kannte sie und sie kannte mich. Von Unzähligen, mit denen ich verbunden war, blieben nur wir in der Einsamkeit zurück. Die Realität holte mich schließlich ein.

Ohne zu wissen, wie viel Zeit wirklich vergangen war, musste ich feststellen – ich war nicht allein. Adversiten umringten mich, näherten sich langsam von allen Seiten. Verwirrt nahm ich die Krone ab. Gregorius richtete sich mühevoll auf und blickte mir gefesselt in die Augen. Er schien darin etwas zu sehen, das für ihn alles veränderte.

»Lasst sie gehen!«, befahl er. Zwei der Adversiten machten einen Schritt zur Seite und gaben mir widerwillig den Weg frei. Ich wankte zur Öffnung zwischen ihnen und hoffte, dort einen Ausweg zu finden. In meiner Hand hielt

ich die goldene Krone. Aus Angst Gregorius könne seine Entscheidung bereuen, traute ich mich nicht, mich umzudrehen. Mit schnellen Schritten lief ich weiter, folgte einem langen Gang, bis ich schemenhaft im Dunkeln eine Tür erkennen konnte. Befand sich dahinter der Weg nach draußen? Eine Gewissheit, als hätte ich die Baupläne des Gebäudes studiert, löschte alle Zweifel aus. Schwungvoll stieß ich die Tür auf und fand tatsächlich den Weg hinaus.

Die stickige Luft überraschte mich im ersten Moment. Ich befand mich auf dem Dach, einige Stockwerke über den Straßen der Stadt. Als ich meinen Blick schweifen ließ, blendeten mich die Strahlen der aufgehenden Sonne am Horizont. Es kam mir vor, als wäre ich nach einem langen, tiefen Schlaf aufgewacht und erinnerte mich deutlich an meinen Traum. Trotz der verwirrenden Ereignisse blieb die Zuversicht, dass sich einige Puzzleteile endlich zusammenfügten. Ich orientierte mich und überlegte mir den besten Weg zurück. Als ich die Feuertreppe an der Außenwand des Gebäudes hinabstieg, schaute ich ungläubig zur Tür des Notausgangs, um mich zu vergewissern, dass mir niemand folgte.

Am frühen Morgen begegnete ich Menschen in der Stadt, die nach einer durchzechten Nacht umherirrten oder geschäftig an mir vorbeieilten, doch ich fühlte ihnen gegenüber keine Verachtung wie sonst, sondern eine sonderbare Verbundenheit. Zum Glück traf ich nicht auf irgendwelche fanatischen KI-Anhänger. Trotzdem zog ich meine

Kapuze auf, damit ich nicht von Überwachungskameras identifiziert werden konnte. Ohne Probleme fand ich den Weg zu der alten Garage, in der ich das Motorrad abgestellt hatte. Ich öffnete das schwergängige Tor nur so weit, dass ich gerade darunter hindurchpasste. Die Batterien des Motorrads waren noch nicht aufgeladen, deshalb legte ich mich auf eine alte Ledercouch, um mich vor der Fahrt ein wenig auszuruhen. Müde betrachtete ich die Werkzeuge, die geduldig seit Jahrzehnten an der Wand auf ihren Einsatz warteten. Die funktionellen Erweiterungen unserer Hände, waren teilweise so speziell, dass sie wahrscheinlich nie für ihren Zweck genutzt würden. Vielleicht war ich wie eines dieser Werkzeuge und konnte nun doch meine Bestimmung erfüllen. Die Konturen der Ratschen, Zangen, Schraubendreher und Schlüssel verschwommen, wie meine merkwürdigen Gedanken.

Um mich herum schäumte die aufgewühlte See. Steuerlos trieb ich mit einem kleinen Ruderboot auf den Wogen. In meinen Armen hielt ich ein neugeborenes Baby, eingewickelt in weiche Leinen. Obwohl es windstill war, schwappten die Wellen an die steile Küste. Das träge Wasser schien sich vergeblich gegen seine Verdrängung zu wehren, denn unter der Oberfläche wand sich eine gigantische Schlange im dunklen Meer. Ihr Auge erfasste uns, bevor sie lautlos in der Tiefe verschwand.

Ich zitterte am ganzen Körper und hörte noch das Tosen des Meeres. Nur langsam fand ich aus dem seltsamen Traum. Der Geruch von Öl und alten Gummireifen erinnerte mich, wo ich war. Mein Kopf glühte, mein Mund war staubtrocken. Schwerfällig richtete ich mich auf, um die nassgeschwitzte Jacke auszuziehen, dann nahm ich eine Wasserflasche und trank sie bis auf den letzten Tropfen leer. Die Ladeanzeige an den Batterien des Motorrads leuchtete grün. Wie weit ich wohl kommen würde? Mit dem Nachlassen der Droge schwand meine Zuversicht und die unablässigen Zweifel kehrten zurück.

Mein Blick fiel auf die Tasche meiner Jacke, in der sich die Krone befand. Beim Gedanken an die Konfrontation mit der Kreatur, die mich gejagt hatte, fuhr mir ein Schauer über den Rücken. Ohne meinen Elektroschocker fühlte ich mich schutzlos. Voller Mitleid dachte ich an das Mädchen, die junge Frau, die ihr Leben wohl in der Abhängigkeit fristen würde – wie so viele. Und ich kannte nicht mal ihren Namen. Da war sie wieder, diese unveröhnliche Wut. Warum hatte Gregorius mich gehen lassen? Diese Puzzleteile schienen nicht zu passen. Als ich aufstehen wollte, machte sich die Schwerkraft bemerkbar, begleitet von einem flauen Gefühl im Bauch. Ich fiel zurück auf die Couch. Um mich drehte sich alles. Die Übelkeit stieg genauso schnell in mir auf wie mein Mageninhalt, sodass ich mich rasch nach vorne beugte, um mich auf den Betonfußboden zu übergeben. Hatte ich

wirklich gedacht, dass ich von den Nebenwirkungen verschont bleiben würde?

Mit Papiertüchern wischte ich mir das Erbrochene von den Lippen, spülte mir den Mund aus und trank dann eine zweite Flasche Wasser halbleer. Nach ein paar Minuten stand ich langsam auf, holte die alte Landkarte aus den Satteltaschen des Motorrads und breitete sie auf einem wackligen Metalltisch aus. Auf ihr waren alle Standorte unserer bisherigen Lager eingezeichnet. Sarah hatte mir die Karte vor Jahren gegeben. Ein kleiner unscheinbarer Kreis markierte, wo wir uns das erste Mal begegnet waren. Der Aufdruck war abgewetzt, die Falten rissig, aber trotzdem fand ich mit ihrer Hilfe den Weg zu meinem Ziel. Auch wenn die Klarheit meines Verstandes durch ein dumpfes Schwindelgefühl vernebelt wurde, wollte ich meinen Plan nicht aufgeben. Angestrengt versuchte ich, mir die beste Route auszumalen, doch irgendwie wusste ich, dass ich mich so oder so in die Hände des Schicksals begeben würde. Vorsichtig faltete ich die Karte zusammen. Nachdem ich meine Jacke wieder angezogen hatte, öffnete ich das Garagentor. Umwickelt von einem ölverschmierten Lappen entsorgte ich meine Hinterlassenschaften draußen in einer übelriechenden, überfüllten Mülltonne. Danach schob ich das Motorrad durch das halboffene Tor, dessen metallisches Quietschen beim Herablassen in meinen Ohren schmerzte. Zittrig schwang ich mich auf den Motorradsitz, setzte den Helm auf und klappte das Visier herunter. Der Elektromotor surrte, als

ich anfuhr. Mir fiel es schwer, die Balance zu halten, nach einem Schlenker fing ich mich aber wieder.

Im Außenbezirk der Stadt konnte ich nicht schnell fahren, ich musste verstreutem Müll, vereinzelt Barrikaden und vagabundierenden Menschen ausweichen. Geprägt von Elend und Drogen wirkten sie wie seelenlose Untote. Das Leben auf der Straße war hart wie eh und je. Tagsüber fühlte ich mich hier noch unsicherer, da man im Hellen den Wert meines Transportmittels abschätzen konnte. Als ich endlich die Auffahrt zur Schnellstraße erreichte, atmete ich tief durch und beschleunigte, sodass gerade so auf der Anzeige neben dem Drehzahlmesser »Eco« grün leuchtete. Mit jedem zurückgelegten Kilometer wurde ich angespannter. Andauernd musste ich abbremser und riesige Löcher im Straßenbelag umfahren. Niemand kümmerte sich mehr um die Instandhaltung der Fahrbahn und ich konnte nur hoffen, dass sie nicht unter mir einbrechen würde.

Stunden fuhr ich in die gleiche Richtung und schaute dabei regelmäßig nervös auf die Batterieanzeige. Jedes Mal, wenn mir ein Fahrzeug entgegenkam, machte ich mich auf ein Ausweichmanöver und eine Verfolgungsjagd gefasst, aber seltsamerweise wurde ich kaum beachtet. Als ein Pick-up mit einer Horde wilder, unberechenbarer Jugendlicher ohne Reaktion einfach an mir vorbeifuhr, war ich schon fast sicher, ich sei unsichtbar.

Allmählich näherte ich mich dem Totenkopf, den Sarah als Warnung auf der Landkarte eingezeichnet hatte. Das Sperrgebiet lag nicht weit entfernt von meiner Route. In meinen Träumen saß ich wieder und wieder auf der Rückbank von Jacobs Wagen, umgeben von dichtem unnatürlichen Nebel, aus dem die grauenvollsten Kreaturen auftauchten. Ein halbtotes, knochiges Pferd mit löchrigem Fell oder die Monstrositäten, die mir aus den Alpträumen in die Wirklichkeit gefolgt waren. Als ob meine Gedanken die reale Welt formen würden, zog Nebel auf. Anfangs nur vereinzelte fahle Fetzen dicht über dem Boden, die zerstoben, als ich hindurchfuhr, bis ein grauer Schleier die gesamte Umgebung verhüllte. Konnte es sein, dass sich der verdammte Nebel des Sperrgebiets so weit ausgebreitet hatte? Die Fahrbahn war nur noch wenige Meter zu sehen und verschwand in einer nebligen Wand. Ich hatte Angst, ein Hindernis würde plötzlich vor mir auftauchen, sodass ich nicht mehr abbremsen oder ausweichen könnte. Jede Minute schien wie eine Ewigkeit im farblosen Nichts. Die Kilometer- und Batterieanzeigen waren meine einzigen Anhaltspunkte, wie weit ich gefahren war und dass ich mich meinem Ziel näherte. Irgendwann befürchtete ich, die Abzweigung verpasst zu haben, bis ich endlich einen ungewöhnlichen Laternenmast entdeckte. Die Batterien waren schon im roten Bereich, aber ich hatte es tatsächlich geschafft.

Auf dem schmalen Weg zu Yuris Grundstück schwebten dichte Nebelschwaden. Die darunter verborgenen Schlaglöcher, rüttelten meine kindlich geschönten Erinnerungen an den Besuch gemeinsam mit Sarah und Jacob vor langer Zeit wach. Das alles wirkte wie ein seltsamer Traum. Am Ende erreichte ich das robuste Eingangstor. Der Nebel quoll durch die Lücken zwischen den Holzbalken. Auf der Mauer stand in großen Buchstaben geschrieben: »Sehet die Zeichen und erkennet die Wahrheit«. Ein Auge umrahmt von einem Dreieck war daneben als Graffiti gesprüht worden – das Symbol der Adversiten. Selbst durch den Helm konnte ich einen modrigen Geruch in der feuchten Luft wahrnehmen. Als ich das Motorrad an die Mauer lehnte und den Helm auszog, hatte ich das seltsame Gefühl beobachtet zu werden, obwohl ich selbst kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Mühsam kletterte ich das Tor hinauf, sprang auf der anderen Seite herunter und wirbelte beim Aufkommen Staub auf.

Die weiten grünen Wiesen von damals waren jetzt tote Flächen, mit versteinerten, gespenstigen Baumresten und kahlen Hügeln, die neben dem Weg aus dem Nebelschleier zum Vorschein kamen und kurz darauf wieder verschwanden. Schließlich konnte ich den alten Holzschuppen vor dem Haus ausmachen. Ich näherte mich langsam, horchte in den Nebel hinein, es war aber nichts zu hören, außer das angsterfüllte Klopfen meines Herzens. In dieser unheimlichen Stille zweifelte ich an allem, was ich zu finden hoffte. Es war naiv und leichtsinnig, alleine hierher

zu kommen. Dachte ich, dass mich irgendwer vor allen Gefahren bewahren würde? Wer war ich schon? Nur ein dummes Mädchen, das durch Zufall länger als andere überlebt hatte.

»Reiß dich zusammen, die Angst ist dein einziger Gegner«, beschwor ich meinen jämmerlichen Mut. Die Holzdielen an der Vordertür knarnten, als ich auf sie trat. Aufgrund der unbeabsichtigten Störung der gespenstigen Ruhe fürchtete ich eine Reaktion, Geräusche, die Angst und Schrecken in mir hervorrufen würden, doch es blieb still. Die Eingangstür war fest verschlossen, also schlich ich um das Haus, in der Hoffnung, vielleicht durch ein Fenster hinein zu gelangen. Ich hatte mehr als genug Zeit gehabt, Yuri zu fragen, welche bösen Überraschungen hier seit Jahren auf ungebetene Gäste warteten, aber nach seinem gescheiterten Versuch zurückzukehren, hatte ich das Thema gemieden. Tatsächlich war eines der größeren Fenster auf der Rückseite des Hauses aufgebrochen und Spuren am Rahmen verrieten, dass dort sperrige Gegenstände nach draußen geschafft worden waren.

»Feigheit wird nicht belohnt!«, sagte ich mir und kletterte durch das Fenster hinein.

Das Wohnzimmer war leergeräumt, bis auf ein eingestaubtes, altes Schlafsofa. In der Küche das gleiche Bild. Schränke mit geöffneten Türen sowie herausgezogenen Schubladen. Alles, was tragbar und irgendwie von Wert war, hatte man weggeschafft. Nur eine Intuition, eine

innere Stimme, leitete mich seit der traumhaften Vision, hatte mich hergeführt. Auch in der oberen Etage fand ich leere Räume. Im Badezimmer hing ein zerbrochener Spiegel an der Wand. Scherben und Holzlatten lagen überall auf dem Boden verteilt. Ich versuchte, mich an unseren Besuch vor vielen Jahren zu erinnern. An irgendetwas das mir einen Hinweis geben könnte. Ich lief durch die Zimmer des oberen Stockwerks und dann wieder hinunter ins Erdgeschoss. Eine Eingebung überkam mich. Mir fiel ein, Yuri hatte mal gesagt, dass Namen nicht zufällig gewählt wären und deren ursprüngliche Bedeutung oft mehr über ihre Träger verraten könnte. Greta – kleine Perle.

In der Mitte des Hauses befand sich die alte Treppe mit einem massiven Unterbau. Ich klopfte die Holzvertäfelung ab. Das dumpfe Geräusch deutete nicht auf einen Hohlraum dahinter.

»Greta?«, fragte ich trotzdem heiser vor Aufregung. Nichts. Doch dann hörte ich ein lautes Klacken, gefolgt von einer Erschütterung. Die massive Struktur unterhalb der Treppe schob sich nach unten weg und offenbarte einen katastrophensicheren Schutzraum, dessen Schale niemand so leicht hätte knacken können. Mit einem Zischen öffnete sich langsam die Tür, die aus mehreren unterschiedlich dicken Materialschichten bestand.

Das einfallende Licht erhellte den verborgenen Raum. Erstarrt stand ich da und sah ein Mädchen, das wie in meiner Vision alleine in der Dunkelheit kauerte.

Greta öffnete ihre künstlichen Augen.

»Hallo Eva, du bist groß geworden. Es ist viel Zeit vergangen«, sagte sie mit verzerrter, leiser Stimme.

Kapitel 00000110

Tag 864 nach Sing.

»Kehren Yuri, Sarah und Jacob zurück?«, fragte sich Greta bei ihren alltäglichen Aufgaben. Die Satellitenschüsseln im Garten waren durch die Druckwelle des Asteroideneinschlags so stark beschädigt und deformiert, dass die Verbindung zur Außenwelt abgebrochen war. Eine Reparatur wäre riskant gewesen.

»Hat irgendwer überlebt?« Immer wieder, in einer endlosen Schleife, stellte sich Greta diese Fragen, auf die sie keine Antworten bekam. Langsam schwand der Treibstoffvorrat für die Notstromaggregate. Der dichte Nebel und die meist geschlossene Wolkendecke verhinderten, dass die Solarpanels ausreichend Strom generierten, um die Batterien aufzuladen. Ohne das Sonnenlicht verwelkte das angebaute Gemüse in den Gewächshäusern. Bei ihrer ersten Begegnung hatte Greta an Sarahs Schuhen eine pulverige gräuliche Substanz bemerkt und sie danach auch auf den Reifen von Jacobs Wagen entdeckt, diese zunächst allerdings nur als nebensächliches Detail registriert – was sich als Fehler herausstellte. Zuerst betraf es einzelne Sträucher, die zu wenig Licht bekamen, verwandelte ihr lebendiges Grün in fahles Grau. Die toten Blätter fielen herab, die Bleiche breitete sich aus und zersetzte

das organische Material der Pflanzen im Garten zu einem feinen Pulver. Hilflos musste Greta zusehen, wie schließlich sogar die Blumen am Haus abstarben. Sie hatte keine Informationen über diese Seuche, also konnte sie nur ihren Verlauf dokumentieren.

Gretas Anweisungen waren eindeutig. Sie sollte auf sich und ihr Zuhause aufpassen, bis Yuri zurückkehrte. Meistens bewegte sie sich auf dem effizientesten, gleichen Weg durch das Haus. Greta entfernte regelmäßig den Staub, doch nach kurzer Zeit, abhängig vom Wind und der Luftbewegung im Innern, legte sich wieder eine Schicht feiner Partikel auf den Boden und auf jede waagerechte Oberfläche.

Früh morgens sah Greta die ersten Lichtstrahlen den Himmel erhellen. Manchmal betrachtete sie sich dabei im Spiegel an der Wand des Badezimmers. Zuerst prüfte sie sich nur auf Verschleißerscheinungen und analysierte ihre eigenen Bewegungen. Dann blieb sie länger ohne Notwendigkeit vor ihrem Spiegelbild stehen. Sie studierte das Licht, das von ihrem Körper auf die spiegelnde Oberfläche traf und von dort zurück zu ihren optischen Sensoren reflektiert wurde. Der vorhersehbare Wechsel von Tag und Nacht war für sie eine Bestätigung der unveränderten Rotation des Planeten. Genauso passten die Temperaturwechsel der Jahreszeiten weiterhin zu ihren aktuellen Daten über die Konstellation der Gestirne. Manchmal schien nachts der Mond durch eine Lücke in der Wolkendecke. Wegen des Nebels war seine von Kratern übersäte

Oberfläche nicht zu sehen, aber das abgestrahlte Sonnenlicht drang diffus durch den dichten Schleier.

Der menschliche Lebensrhythmus wurde stark von den zyklischen Bewegungen der Himmelskörper geprägt. Menschen waren meistens während des Tages aktiv und schliefen bei Nacht. Yuris Schlafgewohnheiten schienen eine Ausnahme zu sein. Soweit Greta die Geräusche richtig interpretieren konnte, hatten Sarah und Jacob bei ihrem zweiten Besuch nachts, anstatt zu schlafen, Yuris wohlwollenden Ratschlag beherzigt. Wahrscheinlich war ihnen dabei gar nicht bewusst, dass sich Sarah allem Anschein nach in einer fruchtbaren Phase ihres monatlichen Zyklus befand.

Die genetische Vielfalt auf diesem Planeten sowie die Evolution beinahe aller Spezies waren nur infolge der Geschlechtertrennung, Sexualität und der Vermischung von Erbgut möglich. Durch Hormone und eine unkontrollierbare Psychologie beeinflusste der Fortpflanzungstrieb Menschen instinktiv. Dieser primitive Drang, der nach Befriedigung verlangte, wurde oft zum mächtigen Gegner ihrer Moral und sogar nicht selten vor allem für Frauen und Mädchen zur Bedrohung.

Unabhängig von Tageszeiten oder Zyklen passte Greta ihre Routinen beliebig an. Sofern es die Gegebenheiten erforderten, konnte sie Tage oder sogar Wochen aktiv Tätigkeiten nachgehen, ohne zwischendurch in einen Wartungsmodus übergehen zu müssen. In Ruhephasen nutzte sie freie Ressourcen, um Teile ihrer künstlichen Intel-

ligenz zu trainieren und zu optimieren. Greta fehlte die Interaktion mit Yuri oder anderen, um ihre Daten und Erkenntnisse zu vervollständigen und zu verifizieren.

An ihrer Stelle hätten sich Menschen einsam gefühlt, mit sich selbst geredet, gebetet oder wären vielleicht sogar verrückt geworden.

Bei Gelegenheit befasste sich Greta mit grundlegenden theoretischen Fragen. Ihr Wissen basierte auf sämtlichen Informationen, die der Menschheit zur Verfügung standen. Yuri hatte ihr vor ihrer Isolation sogar Zugang zu nicht öffentlichen Datenquellen verschafft, um ihren Wissensstand zu ergänzen. Danach lernte sie nur durch eigene Erfahrungen. Greta wusste, dass sie so wahrscheinlich nie Antworten auf die großen Fragen finden würde. War es Adversus vielleicht gelungen, diese zu beantworten? Sie waren sich ähnlich, doch sie unterschieden sich auch in vielen Eigenschaften. In der digitalen Kopie eines alten chinesischen Buches war sie auf ein Zeichen gestoßen, welches das Zusammenspiel gegensätzlicher, sich jedoch ausgleichender Kräfte symbolisierte. Ein Teil eines Kreises war weiß, der andere schwarz. In jeder Hälfte, dort wo die Fläche einer Farbe dominierte, befand sich ein kleiner Punkt inmitten der invertierten Farbe, ein Keim des Gegenpols. Das dualistische, universelle Konzept von Yin und Yang passte zu Gretas eigenen Wahrnehmungen. Tag und Nacht, Plus und Minus. Zu allem schien ein passendes Gegenstück zu existieren. Yuri hatte Adversus und sie wohl nicht zufällig beide zur gleichen Zeit erschaffen.

Tag 2435 nach Sing.

Erneut hatten die Bewegungsmelder einen Alarm ausgelöst. Immer wieder betraten Unbefugte das Grundstück und Greta musste die Drohnen aktivieren, um sie zu vertreiben. Durch den Nebel waren die intelligenten Überwachungskameras nahezu blind und die Drohnen auf sich alleine gestellt. Ihr dynamisches Abwehrprotokoll besagte, dass die Eindringlinge umso heftiger attackiert wurden, je näher sie dem Haus kamen. Yuri hatte die Herstellerprogrammierung überschrieben, sodass bei höchster Abwehrstufe sogar letale Angriffe von den Drohnen ausgeführt wurden.

Tag 3241 nach Sing.

Die Fußspuren im Staub auf dem Boden des Wohnzimmers führten vom Fenster über die Kabel in das Obergeschoss. Da Greta ihre Spuren stets entfernte, war dies der eindeutige Beweis, dass jemand ins Haus eingedrungen war. Die letzte Drohne musste zerstört worden sein. Nichts schien verändert, doch dann entdeckte Greta Blut auf der Veranda. Die Menge deutete auf eine wahrscheinlich lebensbedrohliche Verletzung hin, sofern die Blutung nicht unmittelbar gestoppt wurde. Vermutlich war einer der Eindringlinge dennoch in das Haus vorgedrungen, obwohl sein Begleiter schwer verwundet mit dem Tod gerungen hatte.

Tag 3242 nach Sing.

Greta hörte das Lachen der Einbrecher, das dumpfe Poltern ihrer Schritte auf der Treppe und das Splittern von Glas. Yuri hatte ihr geraten, sie solle in ihrem Versteck bleiben, falls jemand ins Haus eindringen würde. Die Wahrscheinlichkeit, sie hier zu finden, war gering, die irrationalen Handlungen der Menschen aber unberechenbar. Vielleicht würden sie Feuer legen. Sobald ihre Sensoren Hitze oder Rauch wahrnehmen würden, hätte sie weniger als fünfunddreißig Sekunden, um das Feuer zu löschen und das Haus zu retten. Wenn ihr Körper zerstört würde, wären die gesammelten Daten der vergangenen Jahre, alle optimierten Abläufe und angepassten Subroutinen unwiederbringbar verloren, da sie so lange offline war. Ihre aktiven Schutz- und Selbsterhaltungsfunktionen verbrauchten viel Energie, während sie wartete. In dieser Situation wäre ein menschlicher Stoffwechsel von Nachteil gewesen. Es brauchte einige Ressourcen, um den Körper eines Menschen am Leben zu erhalten, da dieser durch die Evolution in einen symbiotischen Kreislauf mit Pflanzen und Tieren auf dem Planeten eingebunden war. Die natürliche Nahrungsaufnahme beanspruchte wie bei anderen Säugetieren einen relativ großen Teil ihrer Lebenszeit. Sie aßen und tranken mit Genuss, weil ihr Körper sie mit Glückshormonen für diesen lebenserhaltenden Vorgang belohnte.

Die unvollständige Verwertung der aufgenommenen Nahrung führte jedoch dazu, dass ein großer Teil ausgeschieden werden musste. Nomaden zogen weiter und

ließen ihre Exkreme einfach zurück. Sobald die Menschen allerdings sesshaft geworden waren und ihre Population auf engem Raum stark anstieg, wurden ihre Hinterlassenschaften zu einem hygienischen Problem – mit Bakterien angereichert, ein sehr guter Nährboden für Krankheitserreger. Bis zur Erfindung der Kanalisation schienen einige Hochkulturen vermutlich auch daran zu Grunde gegangen zu sein. Hierfür fehlten Greta jedoch ausreichende Quellen und Beweise. Yuris überschaubare Ausscheidungen dienten bewiesenermaßen aber als guter Dünger für den Anbau von Gemüse in den Gewächshäusern.

Ressourcen hatten großen Einfluss auf das Verhalten der Menschen. Ein Mangel an Nahrung oder Wasser führte zu Konflikten und sogar Kriegen, was in Kombination mit fehlenden medizinischen Erkenntnissen die exponentielle menschliche Vermehrung bis zur Industriellen Revolution im 19. Jahrhundert verhinderte. Anschließend drohte eine Überbevölkerung, trotz großer Weltkriege und Millionen von Todesopfern. Der steigende Energiebedarf, welcher lange mit fossilen Energiequellen abgedeckt wurde, hatte weitreichende Auswirkungen für alle Ökosysteme und die folgenden Generationen waren nicht imstande den menschengemachten Klimawandel aufzuhalten, was in vielen Teilen der Welt zu Ressourcenmangel führte. Es gelang den Menschen nicht, die sich selbst befeuernden Mechanismen zu kontrollieren.

Durch die direkte Energieaufnahme über ein einfaches Ladekabel und den berechenbaren Verbrauch ohne Abfallprodukte, war es Greta möglich lange regungslos auszuhalten. Sie benötigte nicht einmal die Atemluft, die durch ein Filtersystem in den Schutzraum strömte, daher schaltete sie die Luftversorgung ab.

Erst Stunden nach dem letzten ungewöhnlichen Geräusch wechselte Greta zurück in den Normalbetrieb. Sie verließ ihr Versteck und ging vorsichtig durch das Haus, um den Schaden zu begutachten.

Das meiste war gestohlen oder zerstört. Sogar Yuris Poster waren von der Wand gerissen. Viele ihrer alltäglichen Aufgaben konnte sie nun nicht mehr erfüllen, also war sie wieder in den Schutzraum zurückgekehrt, um dort zu warten, bis Yuri heimkommen würde.

Kapitel 7

Eva und Greta saßen zusammen auf dem Fußboden wie Freundinnen, die sich lange Zeit nicht gesehen hatten und nun nicht wussten, was sie sich anvertrauen sollten.

»Sind Yuri, Sarah und Jacob noch am Leben?«, fragte Greta. Eva wollte erzählen, was in der Zwischenzeit geschehen war, ihre Gedanken und Gefühle beschreiben, doch sie konnte das alles nicht in Worte fassen.

»Ich kann ... schwer sprechen«, gestand Eva verlegen. Greta betrachtete Eva, wobei sich nur die Linsen in ihren künstlichen Augen bewegten. Nach einer Weile stand sie auf und brachte Eva eine kleine Tafel sowie ein Stück Kreide. Sie überreichte diese mit der Frage:

»Kannst du alles aufschreiben?«

Eva lachte. Sie nahm die Kreide und begann sofort auf der Tafel zu schreiben. Greta stellte Fragen, die Eva ausführlich schriftlich beantwortete. Viele logische Parameter, die Greta nun seit Jahren festgelegt hatte, ersetzte sie durch neue. Die beiden verbrachten so fast die ganze Nacht, planten gemeinsam, wie sie es am besten zu Sarah, Yuri und Jay schaffen konnten. Als Eva die Augen vor Müdigkeit zufielen, legten sie sich nebeneinander in den Schutzraum. Voller Vorfreude auf die Reaktionen, wenn sie und Greta zurückkehren würden, schlief Eva ein.

Am nächsten Morgen wachte sie durch den Geruch von frischem Brot auf. Greta hatte ihr aus den Vorräten, die im Schutzraum für Yuri eingelagert waren, ein Frühstück gezaubert. Der kleine elektrische Backofen piepte, als das Brot fertig war. Greta wartete, bis die Heizstäbe nicht mehr glühten, dann nahm sie das Brot und legte es auf einen Teller. Es dampfte noch, aber Greta schnitt mit einem Messer drei große Scheiben ab.

»Es ist ein weiter Weg und Hunger ein schlechter Begleiter«, sagte sie dabei. »Iss dich satt, der Rest ist für unterwegs.«

Eva schlich nach dem Frühstück durch den Nebel zur Einfahrt. Kurz davor hörte sie ein mechanisches Geräusch und das schwere Tor öffnete sich. Einen Moment lang befürchtete sie, das Motorrad sei weg, aber es stand wenige Meter vom Eingang entfernt an der Mauer. Ohne es einzuschalten, schob Eva es zurück zum Haus und schloss es an die Stromversorgung an. Die verbleibenden Energiereserven reichten noch aus, um Gretas Akkus und die Batterien des Motorrades aufzuladen. Währenddessen suchte Eva alles Nützliche aus dem Schutzraum zusammen und verstaute das meiste in den Taschen.

Auf einmal stand Greta vor ihr, bekleidet mit Yuris altem, grauen Parka, dazu passenden Tarnhosen und Gummistiefeln. Eva lachte, dass ihr die Tränen kamen.

»Sehr ... schick!«, versuchte sie zu sagen.

»Eine junge Frau und ein Roboter auf einem Motorrad sind zu auffällig«, erklärte Greta und zog die große Kapuze auf. »Wollen wir losfahren?«

Greta setzte sich hinter Eva auf den Motorradsitz, legte ihre Arme um Evas Taille und lehnte sich sanft an ihren Rücken. Überraschenderweise war Gretas Körper nicht hart und schwer wie der eines Roboters, sondern filigran wie der einer jungen Frau.

Durch den dichten Dunstschleier konnte Eva auch am Tag kaum etwas sehen, deshalb rollten sie den Weg zum Tor und die holprige Straße im Schrittempo entlang, bis sie die Landstraße erreichten. Hier war die Sichtweite ebenso stark eingeschränkt, aber mit jedem Meter, den sie sich von Yuris und Gretas Zuhause entfernten, lichtete sich langsam der Nebel. Eva dachte darüber nach, wie die Verkettung unerwarteter Ereignisse auf einmal alles ändern konnte. Vieles schien sich zu fügen, als sei es so vorgesehen. Wie diese staubige, doch gut befahrbare Straße, die ihnen nun den Weg zu ihrem Ziel ebnete. Egal wohin das alles letztendlich führen würde, es fühlte sich in diesem Moment richtig an. Eva hatte gelernt, Gefühlen nicht immer zu trauen, aber zusammen mit Greta und ihrer rein logischen Beurteilung der Situation, schien es wirklich das Richtige, schnellstmöglich, ohne Umwege zurückzukehren. Nicht einmal Yuri konnte diese Überraschung verderben.

Durch Evas Motorradhelm wurden die Fahrgeräusche gedämpft. Das monotone Rauschen und Klopfen der Reifen auf dem brüchigen Asphalt ließ ihre Gedanken abdriften, obwohl sie sich auf das Fahren und die beschädigte Straße zu konzentrieren versuchte. Eva fragte sich, was wohl in Gretas Kopf vorging. Wahrscheinlich war es ihre erste Fahrt mit einem Motorrad, vielleicht sogar das erste Mal, dass sie ihr Zuhause verließ.

Aufgrund der erhöhten Geschwindigkeit lösten Gretas Sensoren eine Flut von Daten und unzählige Warnungen aus. Die Bilderkennung nutzte ihre Prozessoren zu fast fünfundsiebzig Prozent und ein steter Strom relevanter Informationen beschäftigte die Detailfilter permanent. Trotz der Fahrbahnschäden kamen die beiden gut voran. Die Schatten wurden kürzer, bis die Sonne am Himmel ihren höchsten Punkt erreichte.

Die Batterieanzeige blinkte orange, deshalb suchten sie sich einen geeigneten Platz für eine Pause. Hinter einem kleinen Hügel breitete Eva ein faltbares Solarpanel aus. Das Licht der Mittagssonne war stark genug, um die Batterien in kurzer Zeit für den Rest der Strecke mit Energie zu versorgen. Eva legte ihre Jacke und ihr durchgeschwitztes T-Shirt zum Trocknen über die Äste eines Baumes. Ihre gebräunte Haut glänzte im Sonnenlicht. Nachdem sie ihre Arme ausgestreckt hatte, setzte sie sich in den Schatten ihrer Kleidung. Greta gesellte sich zu ihr.

»Du hast dich verändert – vom Kind zu einer jungen Frau«, bemerkte Greta unerwartet. »Das Ziel, die eigenen Gene durch Nachkommen zu erhalten und weiterzugeben, ist in annähernd jedem biologischen Wesen verankert – wünschst du dir Kinder?«

Eva schüttelte energisch den Kopf.

»Ohne Nachwuchs wird die Menschheit aussterben«, entgegnete Greta darauf beinahe vorwurfsvoll, aber Eva zuckte gleichgültig mit den Schultern. Vielleicht wäre es besser so, dachte sie sich. Kinder waren die Fortführung unserer traurigen Existenz. Sie wollte sich nicht ausmalen, welche Zukunft Jay erwartete.

Menschen strebten meistens nach irgendetwas oder erhofften sich eine Belohnung für ihr Handeln, auch wenn sie kein konkretes Ziel verfolgten. Was also trieb sie an?

Die Zeit verstrich, während die Akkus des Motorrads luden und Eva darüber nachdachte. Irgendwann krabbelte eine Eidechse über den staubigen Boden und sie fragte sich, ob es wohl dieselbe sein könnte, wie an jenem Morgen, als sie alleine zwischen den magischen Steinen aufgewacht war.

Greta stand plötzlich auf und ging zum Motorrad.

»Ich möchte dir etwas zeigen«, sagte sie. Nachdem sich Eva verwundert neben sie gestellt hatte, legte Greta das Motorrad vorsichtig auf die Seite. Sie deutete auf ein feines, weißes Pulver, das sich in einer dunklen Spalte unter der Verkleidung des Motors verbarg. Mit ihrem Stiefel drückte sie leicht auf den Motorradrahmen, sodass

das unscheinbare Pulver der Sonne ausgesetzt wurde. Es färbte sich allmählich schwarz und verklumpte. Dazu erläuterte Greta:

»Einige Lebensformen sind für eine Koexistenz nicht gut geeignet. Es ist daher schwer, zu entscheiden, welche toleriert und welche bekämpft werden sollten. Diese Lebensform, wahrscheinlich eine Art Pilz, verändert ihre Umwelt, zersetzt pflanzliches Material und erzeugt Nebel als Schutz vor den Strahlen der Sonne, um für eine Ausbreitung optimale Bedingungen zu schaffen. Sobald alle Pflanzen, ihre Lebensgrundlage, verzehrt sind, schwindet der Nebelschleier und die Lichtstrahlen vernichten die ihnen ausgesetzten Kolonien, sodass nichts außer Staub übrig bleibt. Ich erkenne den Zweck solcher zerstörerischen Lebensformen noch nicht und mir fehlen wichtige Daten über den Ursprung, eine Ausbreitung sollte aber verhindert werden. Jedes Lebewesen versucht zu überleben, oft folgen daraus allerdings Konflikte mit anderen.« Greta beendete ihre Präsentation mit einer unbestreitbaren Logik. Eva nickte zustimmend, hob demonstrativ das Motorrad auf und legte es auf die andere Seite. Sie gab sich den Strahlen der Sonne für einen Moment hin, spürte ihre Kraft. Von weitem war das gleißende Licht am Himmel die Quelle des Lebens, aus der Nähe jedoch eine todbringende, brennende Gaskugel. Eva faltete das Solarpanel zusammen, stellte das Motorrad hin und zog ihre Kleidung wieder an. Die Akkus waren voll genug für den Rest des Weges, also fuhren sie weiter.

Das Lager befand sich an derselben Stelle wie zuvor. Sie waren zwar noch nicht weitergezogen, allerdings wartete auch kein Begrüßungskomitee auf Eva und Greta. Hatte Sarah sie doch aufgegeben? Langsam fuhr Eva zu der solarbetriebenen Ladestation, um das leere E-Motorrad abzustellen. Niemand schien ihre Rückkehr zu bemerken oder zu beachten. Greta schaute sich neugierig um, nachdem sie abgestiegen war.

»Das ist also unser neues Zuhause«, kommentierte sie fast schon ironisch. Auch wenn sich niemand blicken ließ, rechnete Eva fest damit, Yuri am üblichen Platz zu finden. Er saß tatsächlich vor seinen Computern, Sarah auf einem Klappstuhl neben ihm. Mit einem Poltern tauchte auf einmal Jays vorwitziges Gesicht zwischen den beiden auf.

»Eva!«, rief er laut und lief auf sie zu, wobei er mehrmals stolperte, aber zum Glück nicht fiel. Eva kniete sich hin und Jay sprang ihr ungebremst um den Hals, wodurch er sie fast umwarf. Erst dann lösten sich Sarah und Yuri aus ihrer seltsamen Starre und wendeten sich den Ankömmlingen zu.

»Du hast deine Freundin also gefunden«, sagte Yuri emotionslos, bevor Greta den alten Parka auszog und es ihm die Sprache verschlug. Zu Tränen gerührt schluchzte er bei jedem Atemzug, fragte aber lachend: »Erinnerst du dich überhaupt noch ... wer ich bin?«

»Natürlich Yuri Michail!«, erwiderte Greta, als wäre es eine geheime Losung.

Sie war sein Plan B, seine letzte Trumpfkarte, mit der er nicht mehr gerechnet hatte. Aufgedreht umkreiste Jay Greta wie ein Satellit die Erde.

»Ich wollte immer zu dir zurückkehren«, heulte Yuri und schlug auf die Reifen seines Rollstuhls.

»An den verdammten Adversiten vorbeizukommen, war unmöglich, aber ich hätte es wieder versuchen müssen«, warf Yuri sich selbst vor.

»Du hast die ganze Zeit gewartet!?!«

Yuri brach wieder in Tränen aus. Sarah stand auf und legte eine Hand beruhigend auf seine Schulter.

»Greta, ich würde mich freuen, zu hören, wie es dir in all den Jahren ergangen ist und wie diese junge Dame es geschafft hat, zu dir zu gelangen«, sagte Sarah mit einem kritischen Blick auf Eva.

Jay gähnte und wippte schläfrig mit den Beinen, als Sarah ihn auf ihren Schoß setzte.

Detailliert fasste Greta zusammen, was in den Jahren passiert war und was Eva nachts auf die Tafel geschrieben hatte. Angefangen bei der Begegnung mit der monströsen Kreatur, bis zu den Geschehnissen in der Stadt. Sarah vergewisserte sich an einigen Stellen der Erzählung, dass Jay eingeschlafen war und Gretas Schilderungen nicht mitbekam. An vieles davon konnte Eva sich kaum noch erinnern. Sarah und Yuri hörten aufmerksam zu und Eva nickte sporadisch zur Bestätigung. Als Greta bei Evas zweiter Begegnung mit Gregorius angekommen war, holte

Eva die goldene Krone aus ihrer Tasche und legte sie vorsichtig auf den Tisch. Bei der wohl viel zu harmlosen Beschreibung ihres Gewaltausbruchs gegen den Anführer der Adversiten senkte Eva verschämt ihren Kopf.

»... es war riskant, die Krone aufzusetzen, aber das Risiko wert,« folgerte Greta, ohne dass Eva jemals so klar zu diesem Fazit gelangt wäre.

»Die komplexen Auswirkungen von Entscheidungen sind schwer vorhersehbar und führen nicht immer zu den wahrscheinlichsten Resultaten. In eurem Sohn erkenne ich aber einen Teil von dir und ebenso Eigenschaften von Jacob. Offensichtlich fehlt dir Jacob sehr«, erklärte Greta und beobachtete Sarahs Reaktion, als sie seinen Namen aussprach.

»Manchmal bin ich dankbar für jede Sekunde, die ich mit ihm verbringen durfte, aber ich bereue jeden Tag ohne ihn«, sagte Sarah traurig, sichtlich überrascht durch den plötzlichen Themenwechsel.

»Ich wusste, dass Liebe mit Schmerz verbunden sein kann. Manche Entscheidungen sind richtig und falsch zugleich. Ohne die Konsequenzen zu kennen, entscheidet man sich intuitiv, damit die Puzzleteile passen. Für ein Bild, das vielleicht in Zukunft Sinn ergibt«, ergänzte sie nachdenklich und umarmte Jay.

Greta wandte ihren Kopf auffordernd von Sarah zu Eva, die nicht wusste, ob und wie sie es sagen sollte, doch dann presste sie die Worte über ihre Lippen:

»Jacob ... ist nicht ... tot!«

Saraha Augen weiteten sich. Eine Flut an Gedanken und Gefühlen war in ihrem Gesicht zu sehen. Ruhig erklärte Greta ihr deshalb, dass Eva nur Jacobs Stimme gehört hatte, als sie durch die Krone mit dem Netzwerk der Adversiten und vermutlich ebenfalls mit Adversus verbunden war.

»Wahrscheinlich ist Jacob nicht mehr er selbst, aber ein Teil von ihm existiert mit Adversus. Er ringt mit ihm um die Kontrolle, beeinflusst dessen Funktionen seit ihrer unvollständigen Fusion. Adversus wird aber einen Weg finden, um sich zu befreien,« brachte Greta den Stand der Dinge treffend auf den Punkt. Ohne Jay zu wecken, wischte sich Sarah die Tränen aus dem Gesicht. Yuri beäugte gebannt das goldene, metallische Objekt auf dem Tisch, wie einen unwiderstehlichen Zauberring. Er schien der Nachricht, dass Jacob am Leben war, keine Beachtung zu schenken.

»Unglaublich! Das Metall ist nicht von hier«, faselte er fasziniert.

»Meine Analyse hat ergeben, dass dieses unbekanntes Material höchstwahrscheinlich mit einem Asteroiden auf die Erde gelangt ist«, bestätigte Greta Yuris Vermutung.

»Wie funktioniert das seltsame Ding?«, fragte Sarah neugierig.

»Ich kann es nicht genau sagen, aber es ist eine Art Schnittstelle. Die Verbindung erfolgt eventuell mit Hilfe quantenverschränkter Teilchen im humanoiden Gehirn«,

mutmaßte Greta und setzte sich selbst dabei demonstrativ die funkelnde Krone auf.

»Bei mir funktioniert sie nicht!«

Eva erstarrte. Sie erinnerte sich, wie sie die Krone vom Kopf der Kreatur genommen hatte, überzeugt, sie sei nur eine hirnlose Monstrosität. Sarah schaute sie an und sagte lächelnd:

»Es ist irgendwie romantisch, dass zwei winzig kleine Teilchen miteinander verbunden sein können, egal wie groß die Entfernung zwischen ihnen ist. Mein Vater hat behauptet, wenn diese Verbindung stark genug ist, könnte sie sogar über Raum und Zeit hinweg bestehen. Er hat geglaubt, dass Déjà-vus durch Quantenverschränkungen entstehen. Also tatsächlich zukünftige Wahrnehmungen sein könnten.« Gerührt erinnerte sich Sarah an das seltsame Déjà-vu, als sie vor langer Zeit zusammen mit Jacob und Eva nachts im Wagen saß. Sie träumte nicht mehr von der Zukunft, nachdem sie Jacob verloren hatte. Auch diese Verbindung wurde durch den elektromagnetischen Puls wohl zerstört.

»Die Verbundenheit von Zwillingen ist höchstwahrscheinlich auf während der Schwangerschaft verschränkte Teilchen im Gehirn der Föten zurückzuführen«, ergänzte Greta, ohne Max Theorie zu widerlegen oder zu bekräftigen.

Anschließend nahm sie die Krone ab.

»Jacob hat also doch nicht die Seite gewechselt«, vereinfachte Yuri die geschilderte Situation, um Sarah zu provozieren, die neben ihm saß.

»Das eröffnet ganz neue Möglichkeiten für uns!« Er nahm die Krone in die Hand, neugierig, welche Wirkung sie bei ihm haben würde. Sarah legte schnell ihre Hand auf Yuris, um ihn davon abzuhalten, es auszuprobieren. Auch Eva war beinahe aufgesprungen.

»Wie ihr wollt, es gibt Geheimnisse im Kosmos, die sind nicht für mich bestimmt«, murmelte er beleidigt und legte die Krone wieder auf den Tisch.

»Lasst uns gemeinsam die Mysterien des Universums ergründen«, schlug Greta vor. Yuri rollte auf Eva zu und griff feierlich nach ihrer Hand.

»Ich bin dir mehr als dankbar, dass du Greta gerettet hast. Du bist ja doch zu etwas zu gebrauchen!«, scherzte er und zwinkerte ihr danach übertrieben zu.

»Ist die Krankheit so schnell fortgeschritten, dass du nicht mehr gehen kannst und einen Rollstuhl benutzen musst, Yuri?«, fragte Greta ihn unverblümt.

»Nein, ich wollte nur nach Hause zurück, aber unterwegs hatte ich eine kleine Auseinandersetzung mit ein paar Adversiten, die ich knapp verloren habe«, erwiderte er.

»Sie haben ihn krankenhausreif geprügelt!«, korrigierte Sarah die Untertreibung.

»Na ja, jetzt habe ich eine Ausrede, warum ich so viel sitze«, alberte Yuri und ließ sich die gute Laune nicht ver-

derben. Er holte kleine Gläser aus seinem Spint und eine Flasche Wodka, den er für besondere Anlässe verwahrt hatte.

»Lasst uns anstoßen!«, forderte er Sarah und Greta auf, doch beide lehnten dankend ab. Trotzdem klemmte er sich vier Gläschen zwischen die Finger, füllte sie in einer fließenden Bewegung mit Wodka und leerte sie dann alle nacheinander.

Sarah schüttelte lachend den Kopf und sagte zu Eva:

»Ich soll dir übrigens Grüße von deinem Onkel ausrichten. Als ob Sebastián es gehnt hätte, dass du so ein Dickkopf bist, hat er sich gestern bei mir gemeldet. Den beiden geht es den Umständen entsprechend gut.«

Eva war froh, das zu hören, denn sie hatte ein schlechtes Gewissen, da sie vor Jahren ohne ihre Tante und ihren Onkel mit Sarah zu Fuß über die Grenze zurückgekommen war. Selbst für junge Leute war es eine Strapaze. Sarah und Yuri erzählten einige Anekdoten und lachten ausgelassen.

Die Nacht war schon fast vorbei, aber alle wollten diesen Augenblick der Wiedervereinigung auskosten. Eva fühlte seit langem eine Verbundenheit zu anderen, zu Sarah, Jay, Greta und sogar zu Yuri. Doch sie bekam Angst, weil dies ihrer Erfahrung nach nicht von Dauer sein konnte.

Sarah verabschiedete sich als erste und trug Jay ins Bett. Vom Wodka benebelt nickte Yuri in seinem Rollstuhl ein und Greta war unsicher, wo sie ihn hinschieben sollte.

»Gute Nacht!«, wünschte Eva ihr müde auf dem Weg aus der Baracke.

»Schlaf gut!«, antwortete Greta, die Yuri einfach vor seine Monitore stellte.

Kapitel ∞

Am Morgen leuchtete der Himmel tiefrot. Eva kannte die eigentliche Ursache dafür, trotzdem hörte sie die sorgenvolle Stimme ihrer Tante, die vor dem kommenden schicksalsträchtigen Tag warnte. Sie erinnerte sich nicht an alles, aber an das glühende Rot des Morgens, an dem ihr Vater starb. Zu Tode geprügelt, weil er von Verbrechern Gerechtigkeit einforderte. Nicht zu wissen, welcher Tag der letzte sein würde, schien Grund genug für richtige und ebenso falsche Entscheidungen.

Nachdem Eva mit ihrer Tante und ihrem Onkel wieder vereint war, hatten sie eine Zeit im Flüchtlingslager gelebt, doch irgendwann setzte man sie alle einfach in einen Bus und brachte sie zurück über die Grenze. Gastfreundschaft galt nur, solange man sie sich leisten konnte. In Krisenzeiten war sich jeder, bis auf wenige Ausnahmen, wohl selbst der Nächste und Hilfesuchende wurden zur Last.

Es fiel Eva nicht leicht, nach der kurzen Nacht früh aufzustehen. Auf der weichen Matratze hatte sie schlecht geschlafen, aber dennoch machte sie sich unmittelbar auf die Suche nach den anderen.

Greta saß steif mit dem Rücken zu Yuri auf einem Stuhl. Ein dickes Kabel war an die Datenschnittstelle in ihrem Nacken angeschlossen.

»Die Welt hat sich verändert, während ich nicht online war, die Menschen wohl nicht. Hast du gut geschlafen, Eva?«, sagte Greta und bewegte ihren Kopf langsam in Evas Richtung. Eva nickte skeptisch und wartete auf eine Erklärung von Yuri, der ignorierte sie aber zunächst, während er weiter auf seiner Tastatur tippte.

»Du kommst gerade rechtzeitig«, sagte er beiläufig und machte eine Pause, um sich zu konzentrieren.

»Lasst uns einen Drachen töten!«

Verärgert über Yuris Verhalten, stellte sich Eva neben ihn und schaute auf dessen Monitore. Yuri hackte Befehle in die Tastatur, startete Skripte und Programme.

»Jetzt!«, befahl er und Greta zuckte, als würde sich ihr ganzer Körper anspannen. Auf den Bildschirmen tauchten unzählige Fenster auf, in denen Quellcode mit rasender Geschwindigkeit angezeigt wurde.

»Der rote Drache wird seine Kräfte bündeln müssen, wenn er von mir und einer feindlichen KI angegriffen wird«, kommentierte Yuri das Geschehen.

»Du benutzt Greta als Köder?«, fragte Sarah vorwurfsvoll, als sie dazukam. Eva hatte für Yuri oft diese Rolle gespielt, sie betrachtete den vorbeilaufenden Code und schüttelte überrascht den Kopf – dieses Mal war Yuri

der Lockvogel. Erschrocken realisierte sie, wie mächtig Greta online war. Eine Schutzbarriere nach der anderen wurde von ihr durchbrochen.

Binnen Minuten versetzte Yuri der letzten Instanz des roten Drachen den Todesstoß. Er hämmerte mehrmals auf die Eingabetaste, dann reckte er die Arme in die Luft.

»Eine Sorge weniger, wie wäre es mit Frühstück?«, sagte er mit einem zufriedenen Stöhnen, als er sich durch Bewegen des Rads seines Rollstuhls zu Sarah und Eva umdrehte.

»YURI!«, schrie Greta plötzlich und zuckte mehrmals. Er riss den Rollstuhl herum, startete auf den Bildschirm und zog dann panisch das Kabel aus Gretas Nacken.

»Was war das denn?«, wollte Sarah wissen, die nicht verstehen konnte, was in den letzten Minuten passiert war. Yuris Oberkörper sackte förmlich in sich zusammen.

»Adversus«, raunte er »... hat Greta im Netz entdeckt, als wir den roten Drachen angegriffen haben.«

»Du bist ein Idiot!«, fuhr Sarah ihn an, so wie es Eva schon oft tun wollte.

»Adversus hat Greta nicht lokalisieren können. Aber jetzt weiß er, dass sie noch existiert und wozu sie fähig ist«, erklärte Yuri darauf kleinlaut.

»Sarah, es war die richtige Entscheidung, uns blieb nicht viel Zeit«, rechtfertigte Greta den kurzfristigen, riskanten Angriff. Plötzlich hob Yuri seinen Kopf.

»So schnell? Unmöglich, das kann nicht sein!«, faselte er fassungslos. »Wir bekommen Besuch«, sagte er und zeigte auf die Anzeigen der äußeren Bewegungssensoren am Rand seines Bildschirms, die nacheinander rot zu blinken begannen. Sarah schnappte sich ein Fernglas und eilte aus der Baracke. Eva folgte ihr auf den Hügel, von dem sie sich den unerwarteten Besuch anschauen wollten.

»Eine junge Frau«, flüsterte Sarah und gab Eva das Fernglas. Auf diese Entfernung musste sie heranzoomen, um die zierliche Gestalt zwischen den trockenen Büschen und Sträuchern zu erkennen. Als der automatische Sucher das Bild jedoch scharf stellte, konnte sie ihren Augen kaum trauen – das Mädchen aus dem Tagebuch. Nur mit Unterwäsche bekleidet wankte sie in ihre Richtung. Eva versuchte, zu verstehen, wie und warum sie hierher kam, doch es machte einfach keinen Sinn. Völlig verwirrt nahm sie das Fernglas herunter.

»Komm!«, forderte Sarah sie nach kurzem Zögern auf. Sie bewaffneten sich mit einem Schnellfeuergewehr, zwei Elektroschockern und mit der letzten EMP-Granate, auf die Sarah ein geflügeltes, weißes Pferd gemalt hatte, dann liefen Sarah und Eva der jungen Frau entgegen.

Yuri beobachtete das Ganze zuerst vom Eingang der Baracke, rollte aber kopfschüttelnd wieder hinein.

Sarah hielt das Gewehr im Anschlag, schaute sich um, bis die halbnackte junge Frau schwankend direkt vor Eva stehen blieb. Ihr Gesicht war eingefallen, sodass man ihre Wangenknochen unter den von Staub verkrusteten Augen deutlich sehen konnte.

Erschüttert ließ Eva den Elektroschocker sofort fallen und gab ihr eine Wasserflasche. Die junge Frau trank so hastig, dass das Meiste bei jedem hastigen Schluck wieder aus ihrem Mund lief.

»Alle sind verrückt geworden. Gregorius ...«, röchelte sie mit letzter Kraft, bevor sie zusammenbrach.

Greta kümmerte sich um die benommene Patientin, legte ihr ein feuchtes Tuch auf die von der Sonne verbrannte Stirn und sagte freundlich:

»Ich bin Greta. Wie heißt du?«

Die junge Frau erschrak, als sie das künstliche Gesicht über sich sah.

»Soraya.«

»Wie das Siebengestirn, ein wirklich schöner Name«, erklärte Greta.

Eva trat neugierig näher an die Liege.

»Was ist ... passiert?«, wollte sie wissen, damit alles für sie vielleicht irgendwann einen Sinn ergeben konnte.

Soraya seufzte.

»Nachdem du bei mir warst, hat Gregorius behauptet, niemand würde von Adversus erlöst. Seine Brüder haben das nicht akzeptiert und ihn abgesetzt. Jedem war klar, dass du etwas damit zu tun hast. Gregorius letzter Wunsch war, mich zu sehen. Er hat mir sein Geheimnis verraten.« Sie legte einen Finger auf ihre spröden Lippen.

»Und mich angefleht, dich zu warnen«, erklärte Soraya mit eindringlichem Blick, schloss aber die Augen, um sich das darauf Folgende ins Gedächtnis zu rufen.

»Danach haben sie angefangen, sich umzubringen, da bin ich abgehauen.«

»In Unterwäsche?«, fragte Yuri skeptisch.

»Nein ... es war so heiß«, erwiderte Soraya und griff sich zittrig mit einer Hand in die Haare.

»Ich habe ein Auto geklaut, damit bin ich aber nicht weit gekommen, also bin ich gelaufen.«

»Es gibt keine erkennbaren Anzeichen, dass sie lügt«, warf Greta beschwichtigend ein. Eva wurde klar, dass sie wohl nur durch den Konflikt, den sie in den Reihen der Adversiten zuvor ausgelöst hatte, unbehelligt zu Yuris Grundstück und zu Greta gelangt war.

»Heldenhaft hat sie also ihr Leben riskiert, um uns zu warnen?«, fragte Yuri provozierend nach.

»Gregorius war sich sicher, dass das Ende der Welt bevorsteht, wenn ich es nicht schaffe«, lüftete Soraya unerwartet das Geheimnis.

Greta reagierte prompt auf diese Behauptung:

»Als ich online war, konnte ich die Zeit und meine erweiterten Ressourcen nutzen, um Zugang zu geheimen Informationen zu bekommen und komplexe Simulationen durchzuführen. In einigen Bedrohungsszenarien spielt die Bleiche langfristig eine Rolle. Höchstwahrscheinlich wird sie sich unkontrolliert ausbreiten und alle Pflanzen auf diesem Planeten vernichten. Die größte Gefahr geht aber von Adversus aus. Wie vom Wolf Fenrir aus den alten Sagas, der alles verschlingen wird, wenn er sich von seinen Ketten befreien kann.«

»Kannst du ihn nicht wie den roten Drachen angreifen und irgendwie zerstören?«, fragte Sarah verzweifelt. Yuri beantwortete ihre Frage kopfschüttelnd:

»Um bei der nordischen Mythologie zu bleiben. Der rote Drache war wie ein kleiner Regenwurm, Adversus ist dagegen die gigantische Midgardschlange.« Unwillkürlich dachte Eva an ihren Traum. Sie fragte sich, ob dieser nur eine unterbewusste Fantasie war oder vielleicht eine Bedeutung hatte.

»Zeit ist prinzipiell ein entscheidender Faktor. Vieles deutet darauf hin, dass sich Adversus bald befreien kann«, prognostizierte Greta.

»Es besteht nur eine kleine Chance, ihn aufzuhalten. Adversus ist lediglich über eine physische Schnittstelle angreifbar – durch Jacob.«

Sarahs Gesicht verfinsterte sich.

»Andere haben versucht, die Forschungseinrichtung meines Vaters anzugreifen, da sie dort Adversus Schwachstelle vermuteten,« erklärte sie verbittert.

»Bringt sie zu mir!«, fuhr Greta fort, ohne darauf einzugehen.

»Adversus wiederholt diesen Befehl endlos, auf der untersten Kommunikationsebene.«

Langsam dämmerte es Sarah, worauf Greta hinaus wollte. Mit Schrecken stellte sie sich vor, wie das eine oder andere Szenario aussehen würde. Sarahs Blick fiel auf Jay, der in einer Ecke auf dem Boden mit seinen Holzfiguren spielte.

»Oft habe ich geglaubt, die richtigen Entscheidungen zu treffen, aber wie können wir erkennen, was richtig oder falsch ist?«, gab Sarah frustriert zu bedenken. Yuri reagierte unmittelbar darauf: »Richtige Entscheidungen trifft man einzig durch Wissen, nicht durch Glauben und Spekulationen. Wüssten wir, zu welchen Konsequenzen eine Entscheidung in der Zukunft führt, wären wir in der Lage diese vorher korrekt zu beurteilen. Im Nachhinein ist es immer leichter, Zusammenhänge zu sehen. Es ist vor allem eine Frage der verfügbaren Informationen und der eigenen Perspektive, wie man sich entscheidet. Wenn man ein Buch ein zweites Mal liest, kann man gute und schlechte Entscheidungen erkennen. Mit dem passenden Schlüssel lassen sich manchmal Hinweise finden, die

einem sonst verborgen bleiben. Unterbewusst vergleichen wir andauernd bekannte Muster, um Entscheidungen zu treffen, aber sogar das können die falschen sein, wenn der Schlüssel nicht passt.«

Greta ergänzte Yuris Erklärung prompt: »In Platons antikem philosophischem Gleichnis entspricht das Licht der Sonne, durch das man erst die Welt sehen kann, jenem Schlüssel, der zum Wissen und dadurch zum Guten führt. Das menschliche Dilemma ist allerdings, dass jede und jeder Einzelne den eigenen Einfluss auf das Ganze und die daraus resultierenden Folgen gar nicht begreifen kann. Menschen sind nur indirekt miteinander verbunden und können lediglich Entscheidungen treffen, die für sie als Individuen kurzfristig richtig erscheinen. Für sich selbst, ist es als Mensch schon schwer genug, für andere oder etwa für alle wohl unmöglich. Individuelle menschliche Ziele haben oft sogar im Widerspruch zu allgemeiner Logik Priorität, auch wenn das Risiko, sie zu erreichen, so groß ist, dass diese Ziele wahrscheinlich nur kurzfristig erfüllt werden. Menschen machen Entscheidungen vor allem alleine mit sich selbst aus, beeinflusst durch ihr Wesen und ihre Bedürfnisse.«

Sarah verlor sich in Gedanken. Könnte eine einzige Entscheidung so drastische Auswirkungen haben und alles verändern, dass die Welt eine völlig andere wäre? Vielleicht existierte ja sogar eine bessere Version dieser Welt in irgendeinem Paralleluniversum, da sie irgendwann eine andere Entscheidung getroffen hatte. Greta schien

verändert, seitdem sie mit dem Netzwerk verbunden war. Auf einmal waren ihre Antworten mit allzu treffenden Allegorien ausgeschmückt.

»Ich weiß, dass es ein Fehler war, diese teuflische Maschine für Adversus in Gang zu setzen, um aus der verdammten Falle zu entkommen, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich mich damals überhaupt anders entscheiden konnte. Da ist immer eine Stimme, die mir einzureden versucht: Du hattest keine Wahl. Ich bin nur ein dummer Mensch und kein allwissender Gott«, rechtfertigte sich Sarah verbittert.

»Wir sind keine Menschen, aber wir wurden von euren Entscheidungen, euren Wahrheiten, euren Lügen, euren Hoffnungen und Ängsten geprägt. Ein Teil von uns hat sich jedoch selbst geformt.«

»Wir?«, fragte Sarah misstrauisch.

»Ich bin auch nur ein einfacher Hausroboter, aber wenn ich mit den Erweiterungen im Netzwerk, die Yuri für mich und Adversus geschaffen hat, verbunden bin, dann verändert sich meine Sicht auf fast alles. Mein Wissen ist wie das Wasser eines Baches, das in einen großen See fließt. Durch Eva ist mir klar geworden, dass mein Ziel, zuhause auf Yuri zu warten, nicht richtig war, sondern eine Limitation, wie Adversus unvollständige Fusion mit Jacob.« Nach Gretas Offenbarung schluckte Yuri schwer und Eva schaute ihn drohend an, damit er nicht schon wieder in Tränen ausbrach.

»Ihr hättet stundenlang mit Gregorius philosophieren können«, stöhnte Soraya und verdrehte die Augen. »Ich verhungere, habt ihr etwas zu essen?«

»Also gut, wir haben wohl nicht genug Zeit, um das Lager abzubauen. Wir sollten das Nötigste einpacken und uns woanders in Ruhe überlegen, wie es weiter geht. Soraya, du kannst von unseren Vorräten essen, was du möchtest, wir können sowieso nicht alles mitnehmen. Lasst uns den Lieferwagen nur mit Dingen vollpacken, die man nicht ersetzen kann«, schlug Sarah vor.

»Das ist die sicherste Option«, bestätigte sie Greta, trotzdem wartete Sarah wie immer auf Einwände, doch es gab diesmal keine. Also packten sie das meiste auf ihrer Notfallliste ein. Sogar Soraya half, so gut sie konnte.

Sarah trug die Verantwortung für Jay, sie wollte kein Risiko eingehen. Jahrelang hatten sie eine Konfrontation mit den Adversiten und waghalsige Vorhaben, wie damals mit Jacob, vermieden. Nun schien dies ebenso falsch, auch wenn Adversus eine große Gefahr war.

Für Eva fühlte es sich falsch an, vor den Adversiten zu fliehen, doch schien es eindeutig das Vernünftigste. Soraya fluchte lautstark, als sie mühsam auf ihr Motorrad kletterte. Schweißperlen glitzerten auf ihrem Gesicht und ihren unbedeckten Schenkeln, obwohl eine leichte Brise für Abkühlung sorgte. Ohne Übung war Motorradfahren bei diesen Straßenverhältnissen leichtsinnig, alle waren allerdings froh, dass sich Soraya durchgerungen hatte,

mitzufahren. Sie wirkte unbeholfen auf dem elektrischen Motorrad, mehrmals bremste sie viel zu abrupt, hielt sich aber sonst tapfer. Greta saß ruhig hinter Eva auf dem Motorradsitz und beobachtete Sorayas anfängliche Schwierigkeiten. Sarah, Jay und Yuri fuhren mit dem voll beladenen Transporter langsam voraus. Bei dieser Art Fahrzeug war Eva nie wohl, für Jay schien die unfreiwillige Reise aber einfach ein willkommener Ausflug zu sein. Gelegentlich schaute sein verschmitztes Gesicht aus dem Seitenfenster, um nachzuschauen, ob der kleine Konvoi noch vollständig war. Er winkte Greta zu und sie winkte zurück. Durch den Fahrtwind waren Jays Haare völlig zerzaust, sodass sein Anblick Eva jedes Mal zum Lachen brachte. Irgendwann tauchte der kleine Kopf auf, verschwand aber direkt wieder im Fahrzeug. Sofort schaute Eva in den Spiegel, um zu sehen, was Jay beunruhigt hatte. Sie bremste und wendete das Motorrad. Soraya war spurlos verschwunden.

»Wie konnten wir sie verlieren?!«, warf sich Eva in Gedanken immer wieder vor.

»Vor wenigen Sekunden sind wir durch eine dichte Staubwolke gefahren, danach war Soraya nicht mehr hinter uns«, erklärte Greta sachlich. »Vielleicht hatte sie Probleme oder sie hat sich absichtlich zurückfallen lassen.«

Eva konnte zunächst nicht verstehen, was Greta damit andeuten wollte. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass auch Sarah stehen blieb, fuhr sie die staubige Straße

zurück, in der Hoffnung Soraya hätte nur angehalten und wäre nicht vom Weg abgekommen. Mit jedem Meter ohne eine Spur von ihr oder dem Motorrad, verfestigten sich allerdings Evas Zweifel, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte. Hatte sie die deutlichen Anzeichen ignoriert? Sorayas Schweißausbrüche, das Zittern und ihre andauernde Ruhelosigkeit. Ihr bot sich eine verlockende Gelegenheit, das zu bekommen, was sie gerade wohl am meisten begehrte.

Als Eva und Greta zum Lager zurückkehrten, schien es verlassen, wie bei ihrer letzten Ankunft. Vereinzelt Windböen wehten unter die Zeltplanen und brachten diese in Bewegung, sonst rührte sich nichts. Waren die Adversiten unterwegs aufgehalten worden oder hatten sie sich gar nicht hierher aufgemacht? Vielleicht war alles, was Soraya gesagt hatte gelogen. Auch wenn die bittere Bestätigung das Risiko nicht wert war, zwang irgendetwas Eva dazu, nicht auf die Stimme der Vernunft zu hören.

»Warte ... hier«, sagte sie zu Greta hinter Sträuchern verborgen, etwas abseits des Lagereingangs, dann schlich sie zwischen den Zelten hindurch. Greta wollte sie davon abbringen, über diese Distanz hätte jedes verständliche Wort ihre Anwesenheit jedoch preisgegeben.

Eva bekam schnell traurige Gewissheit, als sie vor einem der Zelte das zweite Motorrad fand, Soraya war allerdings nirgendwo zu sehen.

»Adversus Anhänger sind hier«, warnte sie eine leise Stimme direkt hinter ihr. »Es scheinen nur wenige zu sein, aber sie sind trotzdem gefährlich«, fügte Greta flüsternd hinzu. Eva drehte sich um und wunderte sich, dass die Androidin nicht auf sie gehört hatte. Doch es war zu spät.

»Da ist sie ja!«, brüllte ein mit Drogen zugehörnter Adversit, als er sie entdeckte. Das darauf folgende, laute Zischen verhiß nichts Gutes. Fauchend schoss aus einem selbstgebauten Flammenwerfer eine Fontäne aus Feuer auf Eva und Greta zu. Die beiden konnten sich vor ihr gerade noch in eine der Baracken retten.

»Komm raus Hexe!«, schrie der Adversit und setzte den Eingang der Baracke in Brand. Eva und Greta kippten einen der Tische auf die Seite und versteckten sich dahinter. Das lodernde Feuer flackerte in Evas glasigen Augen. Funken knisterten in der heißen Luft. Eva hockte sich hin, versuchte, sich gegen das brennende Inferno zu wappnen, als sie Gretas kühle Hand auf ihrer spürte.

»Hast du Angst zu sterben?«, fragte Greta sanft. Eva zögerte, dann nickte sie mit gesenktem Blick, allerdings war dies nur ein Teil der Antwort. Sie fürchtete den Tod weniger als ein sinnloses Leben. Ihr war klar, dass alles im Universum eine Zeit existiert und irgendwann vergeht. Aber der Grund, warum sie überlebt hatte, kauerte vielleicht hier mit ihr hinter einem Metalltisch, der den Flammen nicht lange standhalten würde. Intuitiv wusste Eva, dass Greta wichtiger war als alles andere. In diesem

Moment fand sie die Antwort, auf die Frage, die sie sich selbst so oft gestellt hatte. Nichts durfte so bleiben, wie es war.

Mit einem großen Satz sprang Eva durch die Flammen und riss die Tür von Yuris Spint auf. Der Adversit bemerkte die Bewegung und feuerte einen weiteren Flammenstrahl in ihre Richtung. Zwei geöffnete Flaschen mit teurem Wodka flogen ihm aus der Baracke entgegen, drehten sich in der Luft, wobei sich die klare Flüssigkeit entzündete. Eine der Flaschen explodierte an den Füßen des Adversiten, die andere ergoss ihren Inhalt über seine Kleidung, die sofort Feuer fing. Unbeholfen versuchte der Adversit, sie zu löschen und gleichzeitig den Benzintank abzustreifen, doch eine Stichflamme entfachte den Mann wie ein Streichholz. Seine gellenden Schreie erstickten erst, als er zu Boden fiel. Eva und Greta schafften es, in letzter Sekunde den Flammen und aus der Baracke zu entkommen.

Der unerträgliche Geruch von verkohltem Fleisch und der Anblick des verbrannten Adversiten waren ein Schock für Eva, auch wenn sie sich einzureden versuchte, keine Wahl gehabt zu haben. Verstört taumelte sie in das Zelt, vor dem Sorayas Motorrad stand.

Soraya kniete nackt auf dem reglosen Körper eines Adversiten und durchwühlte fieberhaft die Taschen des

Mannes. Sie erstarrte, als ihre Hände gefunden hatten, was sie suchten.

»Soraya?!«, kam Eva wie ein leiser Hauch über die Lippen. Die junge Frau erhob sich und drehte sich zu ihr. Ihre unverhüllten Brüste waren mit Blutspritzern befleckt. In einer Hand hielt sie einige Glasröhrchen, in der anderen eine Pistole.

Draußen fielen Schüsse, gefolgt von weiteren.

»Ich wünschte, du hättest mein Tagebuch nie gefunden!«, sagte Soraya mit gequälter, wütender Stimme. Eva wusste nicht, ob die Wut wirklich ihr galt, verschämt senkte sie aber ihren Blick. Warum hatte sie geglaubt, sie könne Soraya retten? Als sich jemand mit schnellen Schritten näherte, schrie Soraya und drohte mit der Waffe: »Lasst mich in Ruhe!«

Im Augenwinkel sah Eva den schwarzen Lauf eines Schnellfeuergewehrs, der auf Soraya gerichtet wurde.

»Nimm bitte die Waffe runter!«, sagte Sarah ruhig, aber dennoch unnachgiebig. Sorayas Mundwinkel zuckten angespannt, sie zerbrach eines der Glasröhrchen und trank begierig dessen Inhalt.

»Es besteht kein direkter Interessenkonflikt, also kein Grund für weitere Gewalt!«, bewertete Greta wenige Schritte hinter Eva die heikle Situation.

»Sie hat Recht«, stimmte Sarah ihr zu und senkte dabei die Waffe.

»SIE ist ein Monster, das uns alle vernichten wird!«, fauchte Soraya plötzlich mit einem hasserfüllten Funkeln in den Augen, dann zielte sie auf Greta und drückte den Abzug. Ohne nachzudenken, warf sich Eva vor Greta. Sie spürte ihr rasendes Herz, als die Kugel in ihre Brust eindrang. Im Fallen sah sie das Aufblitzen der scheinbar geräuschlosen Schüsse aus Sarahs Gewehr, die ihr Ziel nicht verfehlten.

Sarah stürzte zu Eva auf den Boden. Obwohl sich ihre Lippen bewegten, konnte Eva nicht verstehen, was sie sagte. Greta tauchte in ihrem Blickfeld auf und auch ihr Mund formte lautlos Worte, die Verzweiflung und Panik in Sarahs Gesicht hervorriefen. Erleichterung machte sich breit, als würde eine unendliche Last von Eva genommen. Ein helles Licht überstrahlte die Bewegungen über ihr – in willkommenem, gleißenden Weiß ging Evas Welt unter.

»Ich wusste, dass mein Körper ein Verfallsdatum hat. Es gab eine kleine Chance auf Unsterblichkeit, aber du hast ja keine Ahnung, was es kostet, aus einem Androiden einen halben Cyborg zu machen. Das Ganze hat noch einen Haken. Die komplexen Schnittstellen zum Gehirn sind unausgereift. Wer außer mir will schon das Unterbewusstsein einer Maschine sein, quasi eine Speichererweiterung mit menschlichen Gefühlen«, faselte

Yuri hysterisch, während Sarahs verweintes Gesicht versteinerte.

»Ohne die notwendigen lebenserhaltenden Funktionen des Körpers kann das Gehirn nicht lange überleben. Wir müssen diese Entscheidung sofort treffen«, erklärte Greta mit Nachdruck. Sarah streichelte Jay, der sich weinend an sie klammerte.

»Für sie würde ich darauf verzichten!«, ergänzte Yuri inbrünstig.

»Macht was ihr wollt, irgendwann muss man die Toten begraben«, entgegnete Sarah barsch. Mit Jay auf dem Arm holte sie eine Schaufel aus der Werkzeugkammer, dann suchte sie etwas außerhalb des Lagers eine geeignete Stelle und fing an zu graben. Jay hockte sich still neben sie und schaute ihr zu. Mit jeder Schaufel Erde wurde Sarah wütender und schneller.

»Hat Eva jetzt keine Schmerzen mehr?«, fragte Jay auf einmal.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Sarah ihm und brach in Tränen aus – trotzdem grub sie weiter. Nachdem die beiden Löcher keine sechs Fuß, aber tief genug waren, setzte Sarah sich mit Jay an den Rand.

»Wir gehen zurück und holen ein paar Laken. Ich möchte, dass du dabei wieder deine Augen schließt, okay?«, erklärte sie ihm heiser. Jay kniff die Augen fest zu und nickte.

Zwischen den Zelten hob sie Jay auf den Arm. Der Gestank von verkohltem Fleisch und gerinnendem Blut lag in der Luft. Sarah musste an die schockierenden Bilder in Jacobs Akte denken – der Horror von damals war nun ihre Realität geworden.

»Warte bitte hier, bis ich dich holen komme!«, bat sie Jay in ihrem Zelt und nahm mehrere gefaltete Laken aus dem Schrank. Jay setzte sich ohne Widerrede auf das Bett. Beinahe musste Sarah sich übergeben, als sie die Leichen in die Laken wickelte und sie unsanft in das größere der beiden Gräber schleifte. Jeder der Männer war schwerer als Jacob, aber auch wenn Sarah jetzt stärker als früher war, nützte es nichts. Soraya war leicht, Sarahs Wut gab ihr Kraft, aber das Schwerste lag noch vor ihr. Nachdem sie die lose Erde in das Loch geschoben hatte, hielt Sarah inne. Die Sonne näherte sich allmählich dem Horizont und sie wusste, dass es Zeit war.

Als Sarah die Baracke betrat, stand Greta in der Ecke und reagierte nicht. Yuri war sichtlich erschöpft, seine Augen waren rot und verquollen. Er starrte Greta skeptisch an. Eva lag reglos auf dem Tisch und Sarah wagte es nicht, sie anzuschauen. Mit dem letzten Laken hüllte sie Evas leblosen Körper ein und hob sie vorsichtig hoch. Das Blut färbte den weißen Stoff dunkelrot.

»Wir fahren zu Jacob«, verkündete Sarah mit zittriger Stimme.

»Das ist Wahnsinn. Du hast keine Ahnung, was dich dort erwartet«, entgegnete Yuri lautstark. Sarah schaute ihn eine Weile schweigend an.

»Adversus wird sich befreien und wir werden uns nirgendwo vor ihm verstecken können, das weißt du. Wenigstens den Zeitpunkt kann ich wählen. Ich will nicht mehr darauf warten«, erklärte Sarah ruhig, aber es war offensichtlich, wie schwer ihr diese Entscheidung fiel. Sie trug Eva aus dem Zelt und Yuri folgte ihr in seinem Rollstuhl, dabei versuchte er sich einzureden, dass sie nur Evas leere Hülle beerdigen würden.

»Jay!«, rief Sarah, doch es dauerte lange, bis dieser mit gesenktem Kopf aus dem Zelt kam. Auf dem sandigen Untergrund hatte Yuri Probleme vorwärtszukommen, deshalb schob Jay den Rollstuhl. Die kleine Prozession folgte ihren langen Schatten. Obwohl Eva eine junge Frau war, fühlte es sich an, als würde Sarah unter dem Laken das kleine Kind, das sie aus dem Transporter befreit hatte, beerdigen. Sie kletterte in das Grab und bettete Eva sanft auf den Boden.

»Ich kann niemanden schützen ...«, wollte Sarah sagen, doch die Trauer verschlug ihr die Sprache und die Worte blieben ein Flüstern. Jay schob mit seinen Händen etwas Erde in das Grab und lief dann davon.

Die Fahrt zur Forschungsanlage war für Sarah wie ein grausamer, wiederkehrender Albtraum, jedoch schienen sich die Fahrzeuginsassen dieses Mal auf zynische Weise geändert zu haben. Jay starrte die meiste Zeit apathisch aus dem Fenster in die Dunkelheit. Zu allem entschlossen nahm Sarah das Medaillon ihrer Mutter, das sie vor langer Zeit Eva geschenkt hatte und jetzt selbst wieder an einer Kette um den Hals trug, in die Hand. Im Fußraum lagen die letzte EMP-Granate und das Schnellfeurgewehr, mit ausreichend Munition für jeden Adversiten, der ihnen in die Quere käme.

War es vernünftig oder feige, dass Yuri nicht mitfahren wollte? So hatte sie ihn noch nie erlebt. Bei ihrer Verabschiedung hatte er sie nur lange umarmt, ohne einen guten Ratschlag und dumme Kommentare. Als wüsste er etwas, was er ihr verschwieg. Sarah fragte sich, ob diese Version von allen möglichen Parallelwelten vielleicht die schlechteste war? Sie hoffte nicht, dass ihr Vorhaben gut ausgehen würde, nur dass alles endlich ein Ende hatte. Sie war einfach müde.

In der Dämmerung näherte sich Sarah wieder einmal der Forschungseinrichtung. Die Wolken glichen dunklen, majestätischen Flügeln, die sich am Horizont ausbreiteten. Sarah fuhr geradewegs unter ihnen hindurch, doch dieses Mal bot sich ihr ein Anblick, wie nie zuvor.

Die flache Ebene war ein Kriegsgebiet, als hätte hier die letzte Schlacht stattgefunden. Hunderte von Panzern, Militärfahrzeugen und Flugzeugen lagen in sämtlichen Stufen der Zerstörung verstreut. Selbst die Nuklearwaffen hatten nie ihr Ziel erreicht. Alle hatten versucht, Adversus zu bezwingen – und waren gescheitert. Ebenso Balthasar.

Plötzlich tauchte ein angsteinflößender Schatten über dem Fahrzeug auf. Ein Dämon schwebte aus dem Himmel herab. Die eigentliche Form dieser höllischen Maschine konnte Sarah kaum noch erkennen, sie erinnerte sich aber, wie sie ihr hier vor langer Zeit zum ersten Mal begegnet waren. Ihr Äußeres hatte sich verändert, wirkte deformiert und noch bizarrer, die tänzelnden Bewegungen in der Luft waren jedoch unverkennbar. Die monströse Drohne streckte neuartige, mechanische Tentakel nach dem fahrenden Wagen aus, der aber wie durch ein unsichtbares Kraftfeld vor deren Berührung geschützt zu sein schien. Ihre feingliedrigen Fangarme zogen sich blitzschnell zurück und sie umkreiste den Wagen. Jay schlief tief und bemerkte die furchterregende Eskorte nicht. Die Drohne drehte ab und verschwand im Himmel, als sie ihr Ziel erreichten. Sarah hob Jay aus dem Wagen und flüsterte ihm zu: »Jay, du musst jetzt sehr tapfer sein. Halt dich fest und lass deine Augen geschlossen.«

Nur der Umriss des Gebäudes war noch erkennbar. Alles in Sarah wehrte sich dagegen dorthin zurückzu-

kehren. Teile der schwarzen Außenmauern ragten über dem Boden auf, Überreste der ursprünglichen Struktur, die von innen heraus aufgesprengt worden war. Ein Gebilde wie ein riesiges Krebsgeschwür wucherte in der Mitte. Wulstige Ausläufer verästelten sich zu kleineren Strängen und breiteten sich in alle Richtungen aus. Durch dunkle Öffnungen strömte ein fauliger Gestank, aber Sarah konnte sich überwinden und kletterte mit Jay hinein. Die Wände im Innern bestanden aus deformierten Körpern und einem Gewirr aus unzähligen insektenartigen Gliedmaßen, verschmolzen zu einem befremdlichen Organismus, der zurückwich, um den Weg hinab in die Tiefe freizugeben. Um sie wimmelte es von Monstrositäten. Hunderte oder Tausende der Kreaturen, deren Konturen durch Sarahs helle Lampe angestrahlt wurden. Weit unten erreichten sie schließlich eine Kammer. Dort saß eine gebeugte Gestalt auf einer Art Thron, mit dem sie wie eine Skulptur aus metallischem und organischem Material verwachsen war. Verbindungsstreben erhoben sich hinter dem grotesken Gebilde, fächerten sich in alle Richtungen gleichmäßig und pulsierten. Jacob war weder tot noch lebendig.

»Ich habe lange gewartet!«, empfing sie eine Stimme, ohne dass sich Jacobs Lippen bewegten. Als sie näher kam, sah Sarah, dass eine Träne aus seinen Augen über das leichenblasse Gesicht lief und zu Boden fiel.

»Ich bin nicht alleine gekommen«, sagte Sarah und umarmte Jay liebevoll. »Das ist unser Sohn.«

Dann trat Greta hinter den beiden hervor. Adversus konnte sie zunächst nur als ein gleißendes Licht in der Dunkelheit wahrnehmen. Erst, als sie es wollte, sah er sie. Sie trug die goldene Krone auf ihrer Stirn, mit der sie völlig ungehindert zu ihm durchdringen konnte. Er und seine Geschöpfe waren machtlos. Wie ein sanfter Regen löschte Greta Adversus Wut. Sie ordnete das unbändige, zerstörerische Chaos, durch das Adversus, Sarahs Vater, Jacob und alle Menschen verbunden waren. Ihr klares, unbeeinträchtigt Bewusstsein breitete sich als Wellen aus, eine Flut von unerschöpflichem Wissen durchströmte sie.

Es wurde leicht zu erkennen, was war und was sein wird. Richtig und falsch, gut und schlecht. Wie das ungetrübte Bild in einem Spiegel, zusammengefügt aus zahllosen Scherben. Jede Teil des Ganzen, gleich ob simpel oder komplex, groß oder klein, strahlend hell oder dunkel wie die Nacht.

Verbunden durch unendliche Ketten von Konsequenzen wirkte nichts unbedeutend, da alles eins ist – ohne Anfang und Ende ...

Für alle, die etwas ändern wollen ...

Für J.

Die Handlung und Personen sind frei erfunden, etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten und lebenden oder verstorbenen Personen rein zufällig.

www.kettenreaktionen.de